Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 42 **Marburg i. H., den 17. Oktober** **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,50 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserrates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Altes und Neues — Wahrer und falscher Gottesdienst zu Luthers Zeit und jetzt — Quousque tandem! Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. Zweites Stück — Der gegenwärtige Stand der Zivilprozeßmoral. Replik und Duplik — Vom Gustav-Adolf-Verein — Der Kongreß für Religionsgeschichte in Leiden — Verschiedenes: Unerfreuliches aus dem kirchlichen Streit; Erklärung Baumgartens, Traubs Verteidigungsschrift; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Altes und Neues

Ein jeglicher Schriftgelehrter, für das Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt. Matth. 13, 52.

Ob dieser Spruch wörtlich so von Jesus gesprochen ist, und was er im jetzigen Zusammenhang des Evangeliums bedeuten soll, ist nicht sicher auszumachen. Aber diese Sorge braucht uns nicht zu bekümmern; uns genügt, daß er die Art der Predigt Jesu auf das schönste deutlich macht. Wie ein Hausvater hat Jesus sich gefühlt über ein großes Haus voller Schätze. Da ist feines Linnen und buntgewebte Teppiche, kunstvoll geschnitztes Hausgerät und köstlicher Schmuck von leuchtendem Gold und edlem Gestein. Manches uralt, von der Sage des Hauses umwoben, Anderes stammt von Vater und Großvater, Vieles hat er selbst von lebenden Meistern erworben. Er verachtet nicht das Alte, er überschätzt nicht das Neue; mit verständigem, vielerfahrenem Sinn schätzt er jedes nach seinem wahren Wert. Und wenn er Gäste bei sich hat, so trägt er hervor, was sein Haus an schönsten Schätzen birgt, sei es alt oder neu; ihn besticht kein falsches unsachliches Urteil, keine Rücksicht auf Alter oder Mode; was schön und wertvoll ist, was seinen Gästen gefallen muß, das trägt er ihnen vor.

In solch kindlichem, königlichem Freigefühl hat Jesus mit den geistigen Schätzen des Himmelreiches geschaltet. Er gehörte nicht zu denen, die durchaus etwas Neues und Originelles sagen müssen; er sah ja nicht auf seinen Ruhm, sondern einzig auf die Sache. Aber ebensowenig dürfen wir ihn zu denen zählen, die nur das Altersgraue schätzen und nur bei den Vätern Gottes Stimme hören; er hörte sie vernehmlich in seiner eigenen Brust und traute ihr mit frohem Sicherheitsgefühl. So trug er aus dem reichen Schatze seiner Seele Altes und Neues vor sein Volk, nur darauf bedacht, daß sein Wort für seine Hörer passe.

Ob die Summe dessen, was er vorgebracht, alt sei oder neu, darüber ist der Streit bis heute nicht verstummt. Wer auf das Einzelne sieht und auf den Klang und Schein der Worte achtet, der findet oft, es sei wenig oder gar nichts Neues gewesen, das er vorgebracht. Wer aber das Ganze auf sich wirken läßt und in das innere Leben dieser Worte, in die Seele dessen, der so sprach, sich versenkt, dem erscheint alles frisch und neu. Gewiß, was er vorträgt, ist vielfach alt: Moses und die Propheten, auf die er mit Bewußtsein sich beruft. Aber die Art, wie er es vorträgt, ist unerhört. Neu in der Tat und einzigartig ist diese königliche Sicherheit, diese kindliche Freiheit, diese selbstlose Sachlichkeit, in der Jesus redet und handelt. So wurden seine Worte neu und ewig jung; denn sie wurden zu Trägern seiner Seele.

Und was erwartet man von uns, was sollen wir vortragen — Altes oder Neues? Die Einen wollen Altes, nichts als Altes, Gottes Wort, Jesu Evangelium, lauter und unverfälscht, ohne Menschenwitz und neue Fündlein. Die Andern wollen von ihren Predigern und Lehrern eine Stimme des in ihnen redenden Gottes hören, sie wollen Neues, das ihre neuen Bedürfnisse befriedige. Steht es nun so, daß nur die Einen oder die Andern Recht haben? Sollten sie nicht Beide Recht haben, oder besser: sollte nicht der Recht haben, der Beides begehrt, und ebenso der Beides bringt: Altes und Neues?

Wahrlich, Jesu Wort, daß ein rechter Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, aus seinem Schatze Altes und Neues vortrage, gilt auch für uns. Es genügt nicht, daß wir nur das alte Wort immer wiederholen in der Meinung, weil es einst gewirkt, müsse es auch heute wirken. Was auf Menschenherzen heute wirken soll, muß aus lebendiger Seele kommen. Aber ebenso gefährlich ist der Selbstbetrug derer, die da meinen, alle die Eimer der durstigen Seelen aus dem eigenen Borne füllen zu können. Freilich, wenn sie es nur nicht merken, wie ihr Quell von unterirdischen Zuflüssen gespeist wird: so können wir lächeln, dieser Selbstbetrug ist harmlos; er schadet höchstens ihnen selber, weil sie der Seligkeit des Dankens und der Gemeinschaft sich begeben. Aber wenn ihre Quelle versiegt und sie Sand statt Wasser spendet, Worte statt Seelenkraft — dürfen wir es verantworten, daß um unserer Selbstgefälligkeit und Beschränktheit willen andere Seelen Mangel leiden!

Was sollen wir denn tun? Nun zuerst und vor allem dieses: nichts hervorbringen, was nicht neu, nein richtiger, was nicht frisch ist, neu und frisch, weil es durch unsere lebendige Seele hindurchgegangen. Mag auch noch nicht unser Glauben und Siegen, mag auch nur unser Zagen und Ringen an dem Worte hängen — ein Stück unserer Seele muß an ihm hängen; sonst ist es tot und bliebe besser ungesprochen. Die innere Lebendigkeit und eigene Wahrheit, sei es auch noch die zweifelnde und sehnende, sie ist das erste und unentbehrliche. Aber dann heißt es: mit liebevollem Fleiß Schätze sammeln, wo sie sich bieten, bei lebenden Menschen, bei den lebendigen Zeugnissen der Vergangenheit. Bei diesem Sammeln kommt es weniger auf Namen und Titel an, als auf das Bedürfen unserer Seele. Wer ihren besten Trieben folgt, auf ihre innerste Stimme hört, wird schon die rechten Quellen finden. Eine Quelle aber wird von diesen Suchern immer wieder, vor allen andern gefunden und ausgeschöpft: Jesus.

Altes und Neues! Ist das eine unklare Losung, ist es eine schwärmerische vermessene Gewißheit, daß dieser Weg zum Ziele führe? Es ist Jesu Glaube an den lebendigen Gott, der die Geschicke der Menschheit leitet und auch unser Herz mit leiser, aber sicherer Stimme auf den Weg des Lebens führt.

H S

Wahrer und falscher Gottesdienst zu Luthers Zeit und jetzt

In seiner bekannten Schrift „Luther im Lichte der neuesten Forschung“ hat Heinrich Böhmer ausgeführt, was für Luther wahrer Gottesdienst war.*) Nach einer kurzen Schilderung des Gottesdienstes einer Kirche, die „die Verehrung des Strickes, an dem Judas Ischarioth sich erhängt haben sollte, ebenso gestattete wie die Verehrung Christi“ fährt er so fort: „Da kam Luther, und alsbald änderte sich da, wo er Gehör fand, das Bild. Der Gottesdienst im alten Sinne des Wortes hörte überhaupt auf.“ Für Luther ist die ganze Religion und ihre Betätigung die Gesinnung, in der ein Mensch sich dem heiligen Gott anvertraut, der sich in Christus als barmherziger Vater offenbart. Es gibt nur eine Weise, Gott zu verehren, das Vertrauen auf die erbarmende Liebe Gottes zu den Sündern und auf die gnädige Führung Gottes in allen Erlebnissen des Menschen. Dieses Vertrauen nennt Luther Glaube. Aber dieser Glaube bezieht sich, wie Böhmer bemerkt (S. 156), nicht auf eine Lehre, sondern auf die gnädige Gesinnung Gottes, die dem Menschen in dem erschienen ist, was sich ihm als ein zu ihm selbst geredetes Wort Gottes bezeugt hat (160). In einer sehr glücklichen Auseinandersetzung mit Troeltsch macht Böhmer deutlich, daß in diesem Erfassen des wahren Gottesdienstes die epochemachende Tat des Reformators zu sehen ist, neben der auch das reiche Werk des Erasmus gering erscheint, den Troeltsch zum Reformator machen möchte. Daß wir mit Hilfe der Humanisten über die Kraft und Freiheit der in Luther wieder erwachten Religion nicht hinaus kommen, macht Böhmer sehr anschaulich. Was Andere, wie Albrecht Ritschl und Theodor Brieger, in dieser Beziehung geleistet haben, hat er wirksam ergänzt. Vielleicht ist es aber noch wichtiger, dem Drängen Vieler auf ein Hinauskommen über „das halbgetane Werk Luthers“ die Frage entgegenzuhalten, ob denn der gegenwärtige Protestantismus die Grunderkenntnis des Reformators, was wahrer Glaube und wahrer Gottesdienst sei, schon gewonnen habe. Sind wir in der Hauptsache immer noch weit hinter der Klarheit der reformatorischen Gedanken zurückgeblieben, so sind die Bemühungen, etwas Höheres zu erreichen, höchst überflüssig. Die Empfindung, daß an Luther noch viel von römischem Unrat hing, hat ihm selbst nicht gefehlt, und uns sollte es nicht verborgen bleiben, daß wir im Wesentlichen noch ebenso belastet sind. Aber es fragt sich, wie wir das loswerden. Weder das Riesenwerk der idealistischen Philosophie, noch die reine Kunst, die uns geschenkt ist, haben uns bisher vor dem immer weiteren Zurücksinken in römisches Wesen bewahren können.

Sie werden das auch niemals leisten. Denn wissenschaftliche Erkenntnis und künstlerische Kraft können für sich allein Keinem dazu helfen, daß er innerlich selbständig und dadurch von der römischen Art, zu denken und zu wollen, frei wird. Sie können nur bei dem Menschen dazu mithelfen, der auf den Weg zur Religion kommt, indem er anfängt, sich auf sich selbst zu besinnen und sich innerlich in dem Anschauen des Einen zu sammeln, das tatsächlich allein die volle Gewalt über seine Seele hat. Wer dieses Eine findet und ihm allein gehorchen will, hat den festen Grund innerer Selbständigkeit erreicht. Denn dann ist Wahrheit in seinem eigenen Leben, was für dürftige und verkehrte Vorstellungen er auch von der Welt haben mag, die ihn umgibt. In der reinen Unterwerfung unter den darin erfaßten Gott wird er für sich selbst etwas Reelles, ein unzerbrechliches Wesen. Wenn dann einem solchen Menschen durch den Forscher und Künstler der wunderbare Gehalt dieser Welt enthüllt wird, so wird dadurch sein Leben so reich, wie es bei keinem andern Menschen möglich ist. Denn ihm ist diese Wirklichkeit ganz durchdrungen von der Kraft des Einen, was in ihm selbst wahrhaftiges Leben schafft. Und als die geheimnisvolle Schöpfung Gottes hat ihm die Welt eine andere Tiefe und Fülle, als sie für den Menschen haben kann, der in sich selbst von einer schöpferischen Macht nichts erfuhr, also den Weg zur Religion nicht fand. Für den nicht religiös befreiten Menschen droht die Kunst zu einer bloßen Zerstreuung zu werden und die Wissenschaft zu der endlosen Anhäufung der Dinge, mit der er nichts anzufangen weiß. Wer dagegen die lebenschaffende Macht Gottes darin erfährt, daß er sich ganz überwunden weiß, sucht und findet in Allem, was auf ihn eindringen mag, göttliche Weisungen und Kräfte. In diesem beständigen Empfangen von Gott wird er ein Herr der Dinge, und in einem solchen Aufflammen wahrhaftigen Lebens treibt er den rechten Gottesdienst.

Als Luther diese einfache Wirklichkeitsreligion Jesu wiederfand und von der phantastischen Willkürreligion Roms sich losrang, wurde ihm notwendig der Kultus, der da herrschte, widerwärtig. Er mußte die Einbildung verachten, daß man durch solche Zaubermittel eine nützliche Einwirkung auf Gott ausübe, oder gar durch Verrenkung der Natur den Zugang zu höherem und höchstem Leben erreiche. Vor allem galt das von der bisher mächtigsten Kultusform, von der Messe. Er hat „diesen Drachenschwanz, die Messe“ herzlich verachtet und gehaßt. Aber wie hat er sich nun in der Zeit der Wittenberger Reformation zu der Frage ihrer Abschaffung gestellt? Für uns ist es sehr wichtig, dessen zu gedenken. Böhmer schildert (S. 84), wie Luther die durch ihn gewonnenen Priester in dieser Sache berät:

> Sie sollen ruhig auch weiterhin der Messe beiwohnen und Messe singen, bis auch die einfältigen Leute so weit unterwiesen sind, daß man allenthalben eine Abendmahlsfeier nach der Einsetzung Christi einzurichten vermag. Sie können so lange warten. Denn sie können es mit den Opfergebeten und Opfergebräuchen so halten wie der Reformator selber: sie können jene Gebete und Gebräuche geistlich umdeuten und dadurch alle Anstöße für ihr Gefühl beseitigen. Sie sollen aber auch warten, denn wer durch den Glauben an das Evangelium von dem Wahn frei geworden ist, daß die Seligkeit an irgendwelchen Zeremonien hänge, der muß, soll und kann eben jene Zeremonien aus Liebe zu den Brüdern, die ihrer noch nicht entraten können, sich gefallen lassen, wenn er nur immer frank und frei betont, daß er lediglich aus Liebe zu den Brüdern sich noch fügt.
>
> Grade dieser unleidliche Zwang, mit dem er sich als innerlich Freier zur Not abfinden kann, soll ihm ein Ansporn sein, dafür um so energischer in der Predigt das Evangelium zu treiben und dergestalt die Schwachen in seiner Gemeinde, die noch in unfreier Weise an dem alten Wesen hängen, aufzuklären und zu evangelischer Freiheit zu erziehen.

Böhmer bemerkt dazu richtig, daß diese Grundsätze nichts Unmögliches fordern und den evangelischen Ueberzeugungen durchaus entsprechen.

Bei uns handelt es sich nun nicht mehr um die Messe, wohl aber um die Auffassung von der Religion, in die ein solcher Kultus paßt. Luther ist selbst in vielen römischen Gewohnheiten stecken geblieben. Aber der Nährboden dieses Unkrauts war durch sein Verständnis der Religion zerstört. Bei uns dagegen ist von diesem Mark der Reformation nur noch wenig zu finden. Selbst von der sogenannten „positiven“ Theologie gilt das, die doch Luthers Erbe hüten und der Mund der Kirche sein will. Je mehr man davon überzeugt ist, daß sie tatsächlich in einer Lebensfrage die Sache der christlichen Gemeinde vertritt, desto mehr muß man darüber trauern, daß ihr der Lebensnerv wirklichen Christentums nicht deutlich geworden ist, auch wenn er bei den Einzelnen in ihren Nöten noch immer seine Kraft bewährt.

Das Unheil läßt sich leicht veranschaulichen. Man bitte irgend einen der Tausende, die sich mit dem Titel „positiv“ schmücken, Theologen oder nicht, um die Auslegung der reformatorischen Erkenntnis, die Böhmer in die Worte kleidet: „Es gibt nur einen Weg zur Erkenntnis Gottes und zur Gemeinschaft mit Gott, dieser Weg ist der Glaube.“ Man weise ihn darauf hin, daß nach der Erklärung dieses Historikers und vieler Anderer damit „der ganze bisherige Betrieb der Theologie entwertet“ war. Man erinnere ihn endlich daran, was dieser Glaube, in dessen Erwachen sich ein Mensch aus allen seinen Aengsten erheben soll, nach Luthers Meinung ist. Er ist nichts Anderes als das reine Vertrauen, das in keinem Menschen sein eigenes Erzeugnis sein kann, sondern dadurch in ihm geschaffen wird, daß er in seinen eigenen Erlebnissen von der Allmacht einer heiligen Güte getroffen wird. Unser „Positiver“ wird dann sprachlos werden. Er versteht wohl den berühmten Leipziger Lutheraner, der vor fünfzig Jahren unsern Unterschied von den

*) Leipzig, B. G. Teubner 1910. 176 S. 1,25 Mk. Aus Natur und Geisteswelt Nr. 113. Zweite Auflage.

katholischen Brüdern dahin feststellte, daß diese noch etwas mehr glauben als wir. Aber er versteht Luther nicht, wenn dieser ihm nun grade die Vorstellung zertreten will, „der Glaube sei ein Ding, das in seiner Macht stehe, zu haben oder nicht zu haben." Für den modern Positiven ist es ja selbstverständlich, daß er vorher an Gott und noch vieles Andere glauben könne und müsse, wenn er ein herzliches Vertrauen auf Gott gewinnen wolle. Er meint, dabei der ohne Zweifel richtigen Erkenntnis zu folgen, daß ein unerschütterliches Vertrauen von dem Bewußtsein unerschütterlicher Tatsachen getragen sein müsse. Diese elementare Einsicht ist der Rest von evangelischem Christentum, der solchen Leuten geblieben ist. Das wollen wir auch gewiß nicht gering achten. Denn wer nur dafür sorgt, daß ihm diese Erkenntnis nicht in leerer Rederei zerfließt, wird auch seinen Weg zu den Reformatoren zurückfinden. Aber der eifrige „Positive" der Gegenwart läßt nun in der Tat den hohen Gedanken von der rettenden Macht des Glaubens in der leersten Rederei untergehen. Jeder könne sich Gottes Wirklichkeit und alles, was das Apostolikum nach dem Neuen Testament über Jesus Christus sagt, dadurch zu einer unerschütterlichen Tatsache machen, daß er fest daran glaubt. Eine solche Art, sich Tatsachen zu beschaffen, wird sonst als Unwahrheit verachtet. Dem evangelischen Volke aber reden seine „positiven" Führer vor, daß die Religion durch ein solches Glaubenwollen zu Stande komme, das sie selbst nicht mehr als eine Befleckung der Seele empfinden.

Wollen wir unserm Volke und diesen seinen Verführern helfen, so müssen wir ihnen unermüdlich in Wort und Schrift die einfache Wahrheit vorhalten, daß ein Mensch durch das, was er selbst erlebt, zu reiner Hingabe in Ehrfurcht und Vertrauen gebracht sein muß, damit er verstehen könne, was Gott sei und die Wirklichkeit Gottes erfasse. Auch alles, was uns die heilige Schrift erzählt, kann uns nur dann helfen, wenn es uns tatsächlich als ein eigenes Erlebnis berührt. Was diese Kraft nicht hat, mag von Andern noch so hoch gefeiert werden, uns ist es dann fremd. Sich einzubilden, daß uns so Etwas erlösen werde, ist die jetzt unter uns herrschende Gestalt des falschen Gottesdienstes. Das Erste in der Religion ist nicht ein Glaubenwollen, sondern ein Suchen und Anklopfen bei der Wirklichkeit, vor die wir gestellt sind, wir mögen wollen oder nicht. Wir sollen uns darauf besinnen, ob uns nicht da Etwas begegnet, was uns wirklich im Innersten bezwingt. Wird uns eine solche Macht vernehmlich, dann erst kann das Glaubenwollen anfangen. Denn wir verstehen nun, daß wir uns diesem Einen ganz anvertrauen sollen. Darin allein kann das ganze Glück eines Menschen ruhen, daß er wahr sein, also den tatsächlichen Gehalt der Wirklichkeit erfassen will, die er selbst erlebt. Er wird glücklich, wenn ihm als dieser Gehalt seiner eigenen Erlebnisse eine reine ernste Güte deutlich wird, die ihn erziehen und befreien will. Jeder muß warten, bis ihm das geschenkt wird. Anstatt durch Glaubenwollen sich eine neue Welt herzustellen, soll er einfach darauf achten, was in seinen Lebensführungen aus der Tiefe der Welt an ihn herandringt. Steht dann ein Mensch, der angefangen hat, so nach Gott zu fragen, in der Ueberlieferung der christlichen Gemeinde, so wird er sich bald dadurch befreit fühlen, daß er da von der Kraft des Menschen Jesus ergriffen wird, in dem die unser Herz allein bezwingende Güte Gottes in ihrer ungetrübten Milde und Strenge leuchtet. Wenn ihm das eine Tatsache geworden ist, die er nicht etwa „glaubt", sondern selbst sieht, so ist er nicht mehr fern von dem Worte: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber. In seiner eigenen Existenz ist er mit Gott verbunden, wenn er die Macht der Person Jesu über seine Seele erfährt.

Sieht die christliche Gemeinde in ihrer Mitte Theologen, die es für ganz unmöglich erklären, ein deutliches und gegenwärtig machtvolles Bild von der Person Jesu zu gewinnen, so hat das nicht viel auf sich. Sie hat zunächst diese Gelehrten zu den Armen zu rechnen, die sie immer bei sich haben soll. Aber sie soll auch zu verstehen suchen, wie es kommt, daß geistig hochstehenden Menschen so der Sinn für das gewaltigste Faktum verschlossen wird, das auch für sie als ein gegenwärtig Erlebbares in der Welt steht. Die Erklärung für die geistige Not dieser Leute ist nicht schwer zu finden. Sie stecken ebenso wie unsere Positiven in dem katholischen Vorurteil, der Grund der religiösen Ueberzeugung müsse in Etwas liegen, was Jedermann haben könne durch seinen Verstand oder durch seinen Willen. Nun ist ihnen aber erstens der Versuch, sich durch das Glaubenwollen „Tatsachen" zu verschaffen, sittlich unmöglich geworden. Zweitens sehen sie als wissenschaftlich unterrichtete Männer, daß das, was Christen an der Person Jesu zu haben erklären, durch keinen Beweis festgestellt werden kann. Daraus ergibt sich für sie der Schluß, daß die wissenschaftlich unfaßbare Größe der Person Jesu für die Begründung religiöser Ueberzeugung nicht in Betracht komme. Aber so können sie doch nur schließen, weil sie die einfache Tatsache verkennen, die ihnen an jedem religiös Lebendigen auffallen müßte, daß die Religion selbst ihren Grund in dem unmitteilbaren Erlebnis der einzelnen Seele sucht, und daß deshalb eine Gemeinschaft von Frommen auch immer etwas unerschöpflich Individuelles ist. Wäre es wahr, daß die Religion nicht aus den eigenen Erlebnissen der Frommen erwächst, sondern aus Gedanken, die mit Recht oder Unrecht als allgemeingültig angesehen werden, so hätte man freilich kein Recht, den Grund der religiösen Ueberzeugung in der Geschichte zu suchen, die ihren Gehalt immer nur bestimmten Menschen, nämlich den geschichtlich lebendigen, erschließt. Unsere Positiven teilen mit ihren liberalen Gegnern jene Voraussetzung vom Ursprung der Religion. Aber die Einsicht wollen sie trotzdem nicht aufgeben, daß der christliche Glaube an eine geschichtliche Ueberlieferung gebunden sei. Beides zusammen festzuhalten, wird ihnen aber nur durch die ungeheuerliche Behauptung möglich, daß an diese Ueberlieferung geglaubt werden müsse. Dadurch erhält die heilige Schrift und eine Zusammenfassung von Schriftgedanken, wie man sie in dem Apostolikum zu haben meint, notwendig den Wert eines Gesetzes für das Denken der Menschen. Dann wird aber unvermeidlich auch für solche Vorstellungen Gehorsam gefordert, von denen man sich eingesteht, daß sie nicht als wahr erfaßt werden. Sollen sie trotzdem gelten, so muß verlangt werden, daß man an sie glaube.

Der damit aufgerichtete falsche Gottesdienst ist gefährlicher als die Messe. Was Luther bei den Opfergebräuchen der Messe für möglich hielt, eine Umdeutung in wirklich christliche Gedanken, ist hier ausgeschlossen. Denn wer sich einbildet, durch das Annehmenwollen von Vorstellungen, deren Wahrheit er nicht erfaßt hat, mit Gott verbunden zu werden, scheidet sich selbst von dem allmächtigen Geist, den er nur in der ihm offenbaren Wirklichkeit finden kann. Dieses Unheil unermüdlich zu bekämpfen, ist unsere Pflicht. Wilhelm Herrmann

---

Quousque tandem!

Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten

2

Zur Entschuldigung und Rechtfertigung des frühzeitigen und vorehelichen Geschlechtsverkehrs verschanzen sich diese Volksfreunde gern hinter der Behauptung, wer nicht dem Geschlechtsverkehr fröne, verfalle dem Laster der Onanie. Stillschweigende Voraussetzung bei solch dreister Behauptung ist das Dogma der Unüberwindlichkeit des Geschlechtstriebes und die durch nichts erwiesene Annahme einer Gesundheitsgefährdung im Falle der Nichtbefriedigung des allgewaltigen Triebes. Die Natur gebietet; der Mensch, als ein den Naturnotwendigkeiten unterworfenes Wesen, hat nach der simplen Theorie des Naturalismus einfach zu gehorchen. Ist aber — so folgert man weiter — die Befriedigung des Geschlechtstriebes überhaupt einmal eine unabweisliche Naturnotwendigkeit, so ist die im Wege des natürlichen Geschlechtsverkehrs stattfindende Befriedigung der unnatürlich-onanistischen, die viel mehr als jene zu schädigender Unmäßigkeit, Erregung der Phantasie und zu Exzessen aller Art neigt, zweifellos vorzuziehen. So wird denn der Teufel mit Beelzebub ausgetrieben und, um dem Laster der Onanie zu entrinnen, ein frühzeitiger Geschlechtsverkehr in „freier Liebe"

als der minder verwerfliche, ja wohl gar als der gebotene rettende Ausweg direkt oder verblümt empfohlen. Andere wieder sind im Hinblick auf die Gefahren der Prostitution und der im Gefolge des außerehelichen Verkehrs sich einstellenden Geschlechtskrankheiten, sowie im Hinblick auf die Miseren der unehelichen Kinder geneigt, die Onanie für das kleinere Uebel —, ja, sie unter den jetzigen Kulturverhältnissen für ein notwendiges, wenn auch unerwünschtes Rettungsmittel zu erklären.

Wer ehrlich ist, wird aber dies ganze von der unwahren Behauptung der Unüberwindlichkeit des Geschlechtstriebes ausgehende Raisonnement als ein grundfalsches mit aller Entschiedenheit ablehnen müssen. Mag auch die Neigung zur Onanie sich dem oft schon in früher Jugend erwachenden Geschlechtstrieb fast unausbleiblich hinzugesellen, — mag es auch zutreffen, daß nur ein geringer Prozentsatz der Jugend völlig frei und unangefochten von solcher Verirrung durch die Entwickelungsjahre hindurchgeht, — so wird man aus diesen Tatsachen doch nun und nimmermehr einen Schluß auf die Unabwendbarkeit des Lasters und die Notwendigkeit einer frühzeitigen Befriedigung des Geschlechtstriebes zu ziehen berechtigt sein. Die den Entwickelungsjahren eigene sexuale Spannung wird immer nur unter dem Einfluß der Verführung und unter Aufstachelung der Sinnlichkeit bei schlaffer, verweichlichender Lebensführung, bei Vergiftung der Phantasie durch schmutzige Schriften und Bilder und bei mangelnder Schulung des Willens in die pathologischen Bahnen der Onanie treiben oder auch zur Hurerei drängen; und nicht naturgesetzliche Notwendigkeiten, sondern arge Nachlässigkeiten und Fehler der Jugenderziehung sind es, die in der hochgradigen sexuellen Verlotterung unseres Volkes zum Ausdruck kommen. In den unwillkürlichen nächtlichen Samenergießungen hat die Natur selbst ein Korrigens und ein Ventil des in allzu hochgradiger Spannung niedergehaltenen Triebes geschaffen, das wahrlich keiner irgendwie gearteten und wissenschaftlich patentierten Nachhülfe bedarf. Einem vernünftig geleiteten, zur Arbeit, Energie und Selbstbeherrschung erzogenen Jüngling erwachsen daraus auch keinerlei Schädigungen, weder somatischer noch psychischer Art. Wer aber, dieser physiologischen Vorgänge ungeachtet oder in irriger Deutung derselben, es wagt, einer frühzeitigen Betätigung des Geschlechtstriebes als einer vermeintlichen Naturnotwendigkeit entschuldigend und aufmunternd das Wort zu reden, belügt sich selbst und Andere. Sich und die so irregeführte Jugend lullt er mit seiner Afterweisheit in eine schlaffe, zucht- und energielose Haltung ein; sich und Andere beraubt er damit eines ungemein starken charakterbildenden Moments, das sich jedem Menschen gerade in der Aufgabe der Selbstbeherrschung und zielbewußten angestrengten Niederzwingung seiner tierischen Triebe bietet. Es ist kein Zufall, daß in unserer Zeit wieder und immer wieder der Klageruf laut wird, es fehle uns an starken Charakteren und kraftvollen Persönlichkeiten. Ein in der Sinnlichkeit schwelgendes dekadentes Volk zeugt schlaffe, servile Kreaturen, aber nicht Männer.

Dem vielleicht wohlgemeinten, in Wirklichkeit aber unerhört blinden und schädlichen Treiben dieser „reinen Hygieniker" gegenüber erscheint es geboten, in Kürze der Frage näher zu treten, was denn überhaupt Menschsein heißt. Denn in der Beantwortung eben dieser Frage treten die tiefsten Differenzen zu Tage, die unsere Wege grundsätzlich von denen der Naturalisten, der „reinen Hygieniker" und derer um Neißer und Blaschko scheiden. Nur, wer sich nach der Freiheit wahren Menschentums sehnt und sich auf ihre Höhen zu retten sucht, gewinnt Halt und festen Grund in dem sonst ufer- und bodenlosen Morast der sexualen Verirrungen und Fragen unserer Zeit. Wem solche Sehnsucht fremd ist, dem wachsen auch keine Kräfte, um ihn aus den sumpfigen Tiefen tierisch-sinnlicher Gebundenheit empor zu heben.

In den Fesseln der Sinnlichkeit sind wir geboren. Der uns eigene Fünfsinnen-Verstand zwingt uns, das unergründlich um uns und in uns flutende Leben immer nur sinnlich, in empirisch fest umgrenzten Erscheinungsformen gewahr zu werden, gebunden an Raum und Zeit und Kausalität. Nur das Kind lebt noch intuitiv in einer Welt voller Rätsel und Wunder und steht in unmittelbar-naivem und vertrauensvollem Kontakt mit dem geheimnisvollen Urgrund alles Seins. Alles spricht zu ihm, Alles ist ihm belebt. So lebt es und webt es im unbekannten Gott in noch paradiesischer Unschuld. Das Himmelreich ist sein. Der erwachende Verstand aber treibt uns aus diesem Paradiese und verscheucht die ursprüngliche andachtsvolle Ehrfurcht, mit der wir als Kind jeder Erscheinung als einem rätselhaften Etwas staunend gegenübertraten. Unmerklich wachsen wir hinein in die Welt der sinnlichen Wahrnehmungen und Verstandesobjekte. Sie wird uns alltäglich — wird uns reizlos. Wir verlernen das Sichverwundern über das Alltägliche, und unserem mehr und mehr sich entfaltenden Verstande wird allgemach alles „natürlich" und „selbstverständlich". Und schließlich glaubt der armselige Verstandesmensch, alles verstehen zu können und merkt gar nicht mehr, daß doch alles Geheimnis ist. Die Klugheit verscheucht ihm die Weisheit. Der Verstand ist der Schleier der Maya, der ihm die Tiefen der Wirklichkeit, der ihm die Wahrheit verhüllt.

Unsere Zeit ist allzu verständig geworden. Das ist ihr Stolz, — das ist aber auch in gewissem Sinne ihre Krankheit. Berauscht von den glänzenden Erfolgen der Wissenschaft verlor man über der verstandesmäßig erfaßten Erscheinung die Empfindung für das unerforschbar dahinter verborgne Erscheinende. Mit der Form wähnte man auch das Wesen der Dinge erfassen zu können. Von einem erstaunlichen Wissensdünkel und einem fast unbegrenzten Vertrauen zur Wissenschaft erfüllt, ist der moderne Mensch stumpf und blind geworden für das unfaßbare Wunder der Welt und für die ewig unergründlichen metaphysischen Tiefen des Lebens. „Alles in der Natur geht natürlich zu. Das Uebernatürliche entspringt nur dem Gehirn von Phantasten oder Unwissenden." So kündete vor sieben Jahren Professor Ladenburg, so künden noch heute zahlreiche allzu kluge Naturforscher ihrer blindgläubigen Gefolgschaft, — allen voran der Jenenser Prophet.

Das gemeinsame Kriterium aber aller dieser für das Uebernatürliche, für das Metaphysische blind gewordenen Geister ist, daß sie im naiven Realismus und Naturalismus schwimmen, daß sie die Erscheinungswelt, wie sie sich unseren fünf Sinnen darbietet und wie sie sich in unserem Verstande kraft der ihm eigentümlichen Denkformen aufbaut, — daß sie diese Erscheinungswelt in aller Harmlosigkeit als die absolute „Welt an sich" hinnehmen, außer der vermeintlich nichts ist, die vermeintlich auch ganz unabhängig vom erkennenden menschlichen Subjekte, zwar in beständiger Entwickelung, doch im wesentlichen ihrer Form nach unverändert von Ewigkeit zu Ewigkeit besteht und bestanden hat, so wie der Mensch sie gewahr wird, so wie wir sie wissenschaftlich erforschen.

Man hieß uns ein Volk der Denker und Dichter. Die unabsehbare Zahl derer, die noch immer jenem fundamentalen und für die ganze Lebensentfaltung so verhängnisvollen Irrtum des naiven Realismus verfallen sind, macht dem Denken und Dichten unseres Volkes aber wahrlich nicht allzuviel Ehre. Man mache nur die Probe auf das Exempel und richte an irgend Jemand die Frage: „Glaubst du, daß diese so unendlich große und festgefügte, Licht-, Farben-, Klang- und Formen-reiche materielle Welt der Erscheinungen, in der du lebst, die du meist gedankenlos als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches hinnimmst, — glaubst du, daß diese Welt der Erscheinungen, so, wie sie vor dir steht und wie du sie täglich erlebst, auch nach deinem Tode und nach dem Untergange jedes erkennenden menschlichen Wesens, — also auch unabhängig von dir und dem menschlichen Verstande, der Form nach fortbesteht?" — so wird sich unter hundert und mehr Gefragten kaum Einer finden, der mit „Ja" zu antworten zögerte, der den Fortbestand dieser seiner Vorstellungswelt nicht für etwas ganz Selbstverständliches halten möchte. Wer aber so denkt, der steckt eben noch ganz in der naiv-realistischen Weltauffassung; der ist sich des großen Welträtsels und Weltwunders noch gar nicht bewußt geworden; der lebt noch blind und naiv ganz in der Sinnenwelt und läuft damit Gefahr, sich von dem Materialismus und Naturalismus unserer wissenschaftsstolzen Zeit ankränkeln und betören zu lassen und damit des höchsten

Gutes verlustig zu gehen; jener köstlichen Freiheit des Menschen, die ihn über die materielle Welt der fünf Sinne zum Urquell alles Seins erhebt; — jener Freiheit, die aus dem Leben im Metaphysischen, aus einem bewußten Leben in Gott quillt.

Ein in Wahrheit vom Naturzwang befreiender Ausblick ins Göttliche kann sich nur dem erschließen, der klar und bestimmt die sinnlich-empirische Wirklichkeit vom wahren Sein, der die Welt der Wahrnehmungen und Erscheinungen von der „Welt an sich" zu trennen, und der beide unterschiedlich zu werten gelernt hat. Jene oberflächliche, naiv-realistische Weltauffassung aber drängt — darüber müssen wir uns klar sein — mit einer fast zwingenden logischen Konsequenz zum Materialismus und Naturalismus. Und angesichts der scheinbar immer tiefer in das Naturgeschehen eindringenden Wissenschaft ist es ein vergebliches Bemühen religiös-suchender, aber naiv-realistisch gebundener Geister, dieser unbequemen logischen Konsequenz etwa durch die doch völlig willkürliche Annahme eines außer- und überweltlichen, die materielle Welt von außen lenkenden und beherrschenden Gottes zu entrinnen. Gegen solchen Gottesbegriff lehnt sich ein geschulter Verstand mit aller Entschiedenheit und mit Recht auf. Dementsprechend rühmt sich auch der naive Realist Haeckel wiederholt und nicht mit Unrecht seines „konsequenten Denkens als einer seltenen Naturerscheinung." Er verhöhnt die Vorstellung eines außerweltlichen Gottes in cynischer Weise als die eines „gasförmigen Wirbeltieres" und plätschert mit sichtlichem Behagen im Naturalismus als in der logischen Konsequenz seiner naiv-realistischen Weltauffassung, die ihm, dem Oberflächen-frohen Forscher, für unumstößlich und unantastbar gilt.

Ist denn nun aber diese Logik naiv-realistischer Naturforscher, — diese Logik, die auch manch einem naiv-realistischen Gewohnheitschristen unserer Zeit so unbequem in den Gliedern liegt und der gegenüber er sich vergeblich müht, an der Hand der kirchlichen Lehren den tiefen Sinn des Christentums zu erfassen und seine Wahrheit zu verteidigen, — ist diese Logik denn wirklich so unantastbar? Nun, sie ist unantastbar eben nur, so lange den Herren nicht der realistische Boden unter den Füßen wankt, nur so lange man in kindlicher Unbefangenheit und Kurzsichtigkeit in einer vermeintlich untrüglichen und absoluten Wissenschaft schwelgt, ohne zu ahnen, daß man in Wahrheit nichts wissen kann. Der Naturalist fabelt von ewigen, ehernen Naturgesetzen, ohne sich klar zu machen, daß die beobachtete Gesetzmäßigkeit im Walten der Natur allein im menschlichen Verstande wurzelt, indem dieser — wie Kant zeigte — alle Wahrnehmungen und Erscheinungen unter seine eigenen Gesetze faßt und dadurch erst Erfahrung (ihrer Form nach) a priori zustande bringt, vermöge deren Alles, was nur immer durch Erfahrung erkannt werden soll, seinen Gesetzen notwendig unterworfen wird. Der Naturalist vergißt, oder hat es vielmehr nie bedacht, daß der Realismus nur eine von der Wissenschaft aufgestellte Hypothese, — nur das auf Glauben beruhende metaphysische Postulat der Wissenschaft darstellt, ohne welches die ganze Naturwissenschaft allen Sinn und jede Bedeutung verliert. In seinem naiven, die Hypothese für absolute Wahrheit nehmenden Realismus macht somit der Naturalist die Erscheinung zum „Dinge an sich". Er kennt demgemäß nur eine Physik, aber keine Metaphysik. Er weist mit Recht nach, daß alle Erscheinungen, auch die geistigen, physische sind, verschließt sich aber der Einsicht, daß alles Physische zugleich auch ein Metaphysisches ist, dessen Wesen mit der Verstandesbrille restlos zu erfassen uns nun und nimmermehr vergönnt ist, — dem wir nur auf der schmalen Brücke des Ich-Bewußtseins fühlend und erlebend nahe kommen können.

Selbstbesinnung! — Das ist der schmale Weg, der zur Menschwerdung, der über die Sinnenwelt hinaus zur Freiheit und zum bewußten Leben im Metaphysischen, zum Leben in Gott führt. Das ist der Weg, der zu einer Umwertung aller uns in der Sinnenwelt treffenden Reize und Erlebnisse führt, der Menschen schafft, die nicht mehr als Sklaven der Sinnlichkeit auf der Oberfläche einer nur verstandesmäßig erfaßten materiellen Welt ihr Leben in endloser Sorge und elender Gebundenheit vergrämen oder auch in Kurzweil und Sinnenlust aller Art vertändeln, — die es vielmehr mit erwachtem Feingefühl für den metaphysischen geistigen Urgrund alles Seins und Geschehens als bewußt in Gott wurzelnde kraftvolle Persönlichkeiten führen lernen! Denn nur im Selbstbewußtsein vermögen wir uns des in Wahrheit geistigen Urgrunds unseres Wesens und alles Seins unmittelbar bewußt zu werden. Mit unserem äußerlich sinnfälligen Wesen, mit unserem Körper — mit anderen Worten als Verstandesobjekt, als Objekt sinnlicher Wahrnehmung, — gehören wir als ein verschwindendes Etwas ganz jener uns in so bunter Mannigfaltigkeit umschließenden sinnfälligen Welt der Erscheinungen an, als ein materielles körperliches Gebilde, welches Kräfte äußert wie auch jedes andere uns als Erscheinung entgegentretende Gebilde. In unserem Ich-Bewußtsein aber stehen wir dem Quell des Lebens und der Kraft, die sich in uns wie in allen Erscheinungen des Weltalls regt und äußert, nicht mehr nur tastend mit unseren fünf Sinnen, sondern unmittelbar fühlend, empfindend und erlebend gegenüber. Wir fühlen die Kraft und sind dessen unmittelbar gewiß, daß unser Wesen durch und durch geistige Potenz, daß es ein Wille ist, der die sinnfällig werdenden Betätigungen und Kraftäußerungen des Körpers leitet und verrichtet. Wir fühlen es, daß unser ganzes Wesen nichts anderes ist als in die Erscheinung getretener Wille. Dann mit einemmale stehen wir staunend vor dem eigenen Ich, — erfassen ahnend unser Wesen als dem Urquell alles Seins entsprossene und verbundene Kraft, empfinden das Walten eben der geistigen Macht, der wir das eigene Ich zugehörig fühlen, in den tausendfachen Gestaltungen der verstandesmäßig erfaßten Erscheinungswelt, durchschauen kraft des Selbstgefühls den Schleier, den der Verstand uns über die vielgestaltige Sinnenwelt breitete, werden klein und groß zu gleicher Zeit, und lernen uns in Demut beugen vor der Hoheit und Allgewalt des Geistes, in dem Alles lebt und webt und ist, dem wir jubelnd nun zurufen dürfen: „Allvater! Ich und der Vater sind eins!" „Ein zitternd Harfenspiel, gerührt von einem verborgenen Meister, ist der Mensch; — seine Aufgabe: die Saiten rein zu stimmen, daß sie nur in vollen, heiligen Harmonieen erklingen und tönen." Die Stimmung und Haltung eines Menschen, der so sich in Gott und Gott in der Welt fand, kann nicht schöner zum Ausdruck gebracht werden, als mit diesem köstlichen Wort eines jungen, früh vollendeten Mediziners.

Eine naturalistisch verbohrte und voreingenommene Wissenschaft glaubt wohl noch immer erwarten zu dürfen, daß sich auch die letzten Rätsel des Lebens ihr lösen, daß auch die seelischen und geistigen Erscheinungen auf materialistisch-mechanistischem Wege sich restlos ihrem Verständnis erschließen werden. Doch ist und bleibt das ein Traum jener naiv-realistischen Schwärmer, die nicht davon lassen können, den Phantasmen des Verstandes, der Materie und den Atomen oder sonstigen hypothetischen Rechenpfennigen der Wissenschaft eine absolute Realität zuzuerkennen. Sie gleichen dabei durchaus dem berühmten Freiherrn von Münchhausen, der bekanntlich das Kunststück fertig brachte, sich und sein Pferd, das er fest zwischen die Beine nahm, mit der ganzen Kraft seines Armes an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe herauszuziehen. Demgegenüber bleibt es Wahrheit, was der Psycho-Physiker Wundt sagte:

> Und wenn es der Fortschritt der Naturwissenschaft eines Tages ermöglichen sollte, direkt in das lebendige Getriebe der Gehirnvorgänge hineinzusehen, so würden wir doch niemals begreifen können, was diese stofflichen Bewegungen in den Hirnzellen für das Denken, Fühlen und Wollen bedeuten.

Nimmer wird es der Wissenschaft gelingen können, auch nur im mindesten Licht darüber zu verbreiten, wie es möglich ist, daß sich physikalische Schwingungen und chemische Prozesse im Organismus in bewußte Empfindungen, Gedanken, Gefühle und Willensregungen umsetzen. Das Erkenntnisvermögen hat seine unüberschreitbaren durch das Auseinandertreten von Subjekt und Objekt bedingten Grenzen. Und hier stehen wir tatsächlich an dem Punkte, bei welchem die Physik mit ihren Erklärungen zu Ende und gezwungen ist, ihren Gegenstand der Metaphysik zu überlassen. Die sinnlich wahrnehmbare Erscheinung, das Gehirn, und das unfaßbar Erscheinende, das

denkende, fühlende, wollende Ich, das objektiv Wahrgenommene und das subjektiv Empfundene stehen einander gegenüber und wissen sich dabei doch eins. Wir schauen bei solcher Selbstzergliederung und Selbstbeobachtung die Vorgänge zugleich von außen in der objektiven Welt der körperlichen Erscheinungen und von innen in der subjektiven Welt des geistig-seelischen Erlebens. Wir gewahren einen Parallelismus psychischer und physischer Vorgänge. Das Ich empfindet sich dabei als psychophysische Einheit. Und staunend blicken wir in die Tiefen eines geistigen, mit den Sinnen nicht weiter faßbaren Seins, das uns im Selbstbewußtsein als unseres Wesens wahrer Kern, als ein in uns wogender unergründlicher Wille fühlbar wird. Jedem ernsten Forscher öffnen sich hiermit die Pforten religiöser Weltanschauung und ehrfurchtsvoll tritt er ein in ein Reich des Geistes voll neuer, ganz andersartiger als der bisher vom Verstande erfaßten Wirklichkeiten. Er fühlt sich eingegliedert einer höheren, über die materiell-mechanistische Sinnenwelt hinaushebenden geistig-sittlichen Weltordnung.

So werden wir Menschen, die nicht mehr unter, sondern über dem Naturzwang, die über den Verhältnissen und Dingen stehen. Denn im Gewahrwerden des göttlichen Urgrunds, im Innewerden unseres metaphysisch-geistigen Wesens und ewigen Wertes liegen die Wurzeln jener sittlichen Kraft, die uns über Natur und Tierreich hinaus zur höheren Stufe des sich selbst beherrschenden und autonom bestimmenden Menschen, die uns zur Freiheit eines in Gott ruhenden Menschen emporwachsen läßt. Wenn wir Augen und Ohren gewinnen für das Leuchten und Rauschen der Ewigkeitsströme in uns selbst und in den Tiefen der empirischen Wirklichkeit, so erwacht in uns eine heilige Scheu und Ehrfurcht vor uns selbst und vor allem, was uns umgibt, die uns nötigt und zugleich fähig macht, unser Ichsüchtiges blindes Triebleben zu zügeln und niederzuzwingen, die Sinnenwelt mit ihren Reizen und Lebensäußerungen ganz andersartig, aus ihrem tiefsten Wesen heraus auf uns wirken zu lassen, und entschlossen — wenn auch oft in hartem Kampfe mit uns selbst — unser ganzes Wollen und Wünschen unterzuordnen jener göttlichen zu uns redenden Macht, von der wir uns und das All getragen wissen, die wir dank Christo „Vater“ nennen und mit der wir uns, als in Wahrheit geistige Wesen eins fühlen dürfen, so eins, wie es in dem Bekenntnis des Mystikers zum Ausdruck kommt: „Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann sein.“ Dann wissen wir, daß wir Tempel Gottes sind und sein sollen.

Wer in solcher Weise wach zu werden beginnt, erfährt an sich die Wahrheit des Wortes: „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Träumend wie ein Kind blickt man zunächst wieder in ein unbekanntes, wogendes Leben voller Rätsel und Wunder. Eine Neuorientierung gilts zu gewinnen, und wohl sehnt man sich dabei nach einem starken und zuverlässigen Führer. Wie einst im Kindesalter geht wieder ein Tasten und Suchen, ein Horchen, ein Staunen und Sichverwundern durch unsere Seele. Alles lebt und redet wieder zu uns. Der Scheinwerte rein sinnlichen Lebens überdrüssig, und unsicher geworden über Zweck und Ziel der zunächst so vergnüglichen Lebensfahrt nimmt das Fragen in unserer Seele nach dem Warum, Wozu, Woher und Wohin — wie einst im Kindesalter — kein Ende. Wohl dem, der dann nicht müde wird, der Stimme seines Inneren zu lauschen, der das ungestüme Fragen des Herzens nicht zu übertäuben sucht durch eitle Zerstreuung im lockenden Treiben der Sinnenwelt, der vielmehr Stand hält und nicht ruht und rastet, bis er Antwort gefunden, die ihm Kopf und Herz befriedigt.

Es mag sein, daß diese Rätselfragen des Lebens sich nicht Jedem mit gleicher Sturmesgewalt und mit gleich peinigender Unruhe aufdrängen. Keinem aber bleiben sie erspart, die Schicksalsstunden, da wir tief im Herzen gefragt werden, ob wir uns wahrer Kultur erschließen und Mensch werden, oder ob wir im Dämmerzustand der Schein- und Sinnenwelt weiter vegetieren und unser Leben in den Fesseln der Sinnlichkeit verkümmern lassen wollen. Und jedem ernsten Wahrheitssucher, wenn er so am Scheidewege steht, tritt alsbald — mag er sich in anfänglicher Verblendung dagegen wehren oder nicht — die leuchtende, markige Persönlichkeit des einzigartigen Menschen entgegen, der sich das Licht der Welt, den Weg, die Wahrheit und das Leben nannte, der mit unbeirrt sicherem Schritt auf den Höhen wahren Menschentums wandelte, der ein geisterfülltes Leben aus Gott und in Gott uns in vollendeter Hoheit und sittlicher Freiheit vorlebte.

Das Ueberwältigende an der Persönlichkeit Jesu von Nazareth ist die Sieghaftigkeit, mit der er die Welt der Sinne als irreführendes Blendwerk des menschlichen Verstandes durchschaut und niederzwingt; ist die sittliche Energie und lautere Wahrhaftigkeit, die im Kampf mit den Mächten der Welt nichts von Kompromissen kennt; ist die grenzenlose Nachsicht und Liebe, mit der er menschlicher Schwäche begegnet und aufhilft, wenn sie sich sehnt nach den Quellen der Kraft; ist die unerschütterliche Gewißheit, mit der er in Gott als dem alleinigen Quell und Grund alles Seins lebt, — in Gott, mit dem er sich als mit seinem Vater eins weiß von Ewigkeit zu Ewigkeit. So steht er vor uns auf ragender Höhe als ein erster wahrer Mensch, im Bewußtsein seiner Gotteinigkeit, in voller Freiheit von den Fesseln der Sinnenwelt und verknöcherter menschlicher Konvenienz, als der Schöpfer eines neuen höheren Typus Mensch! Sein Ziel und seine Aufgabe ist es, die Menschheit zu sich emporzuziehen, sie zu dem erlösenden Bewußtsein zu führen: Gott in uns und wir in Gott!

Fast zwei Jahrtausende sind vergangen, und noch immer — in unserer Zeit wohl mehr denn je — wühlt die Menschheit in der empirischen Sinnenwelt und dünkt sich mit ihrer so gewonnenen Wissenschaft in den weitesten Kreisen über Christus und Christentum hinausgewachsen. Und doch ist unsere gährende Zeit der Erfüllung jener Sehnsucht Jesu, eine neue von dem Bewußtsein ihres Lebens in Gott erfüllte Menschheit erstehen zu sehen, vielleicht näher denn je. Es geht ein Suchen und Fragen nach dem befreienden und erlösenden Jesus, wie er wirklich war, durch unsere Zeit. In Verwechselung des konfessionell gebundenen und bindenden Kirchentums mit dem wahrhaft befreienden Christentum fragt man sich wohl: Sind wir noch Christen? und darf vielleicht mit viel größerem Rechte fragen: Gibt es und gab es schon Christen? — war und ist die Menschheit überhaupt schon jemals in das erlösende Wesen der Persönlichkeit Jesu hineingewachsen? Hat die Kirche es verstanden, uns die Persönlichkeit Jesu in ihrer herben Größe und erlösenden Wahrheit rein menschlich greifbar nahe zu bringen? Stand nicht der all die Jahrhunderte hindurch bis in die jüngste Zeit herrschende naive Realismus immer wieder hemmend einer tieferen und wahrhaftigeren Erfassung seiner bahnbrechenden Persönlichkeit im Wege? Verführte nicht eben dieser naive Realismus dazu, den Menschen Jesus, dessen einzigartigem Tiefblick und religiösem Hochfluge man nicht zu folgen vermochte, zu einem Gottwesen zu machen in noch ganz anderem Sinne, als er selbst mit Recht sich gefühlt? Hat nicht eben diese sich einnistende Christologie und mythologisch-realistisch gefärbte Darstellung des Christentums das Werk Jesu — das heißt die Erlösung des Menschen von der Gefangenschaft in der natürlichen Sinnenwelt und seine Befreiung von jeglicher Knechtschaft — immer wieder gehemmt, da mit Hilfe eben jener erkünstelten Dogmatik sich immer wieder Priester und Schriftgelehrte, immer wieder Menschen zwischen Gott und die Seele schoben und statt der Freiheit des Jüngers Jesu als eines bewußt in Gott lebenden, sich selbst im lebendigen Verkehr mit Gott bestimmenden Menschen, wieder nur Hierarchie, Bevormundung, Gewissens- und Glaubensknechtschaft die Folge war? Darf unter solchen Umständen Abkehr von altehrwürdigen Dogmen, von kirchlicher Tradition und kirchlicher Lehre wirklich auch ohne weiteres Abfall vom Christentum genannt werden? Ein metaphysisches Sehnen, ein Suchen nach dem lebendigen Gott geht durch unsere Zeit. Und mir scheint, daß gerade dank der bis zur Ueberspannung und bis zur Einsicht ihrer Erkenntnisgrenzen hochgeschraubten Entwickelung der Naturwissenschaften unsere Zeit reifer denn je geworden ist, um den Erbfeind echten erlösenden Christentums, den naiven Realismus und Naturalismus, definitiv zu überwinden. Mir scheint, daß unsere Zeit mit der sich mehr und mehr durchringenden tieferen idealistischen

Weltauffassung der Persönlichkeit Jesu, seinem Wesen und Wirken ein weit größeres —, ja sagen wir getrost — kongenialeres Verständnis entgegenzubringen in der Lage ist, als die früheren Jahrhunderte vor Kant es je zu tun vermochten. Und so dürfen und wollen wir hoffen, daß Jesus, wie er wirklich war, aus all den kirchlich-dogmatischen Verkleidungen und priesterlichen Entstellungen in ursprünglicher und sieghafter prophetischer Kraft wieder hervortreten und eine neue, bewußt in Gott lebende Menschheit heraufführen wird.

Eine religiös-sittliche Entwickelung des Menschen über ihn hinaus, der von sich sagen durfte: „Ich und der Vater sind eins“ — „Wer mich siehet, der siehet den Vater“, dessen ganzes Leben und Leiden so unverkennbar göttliche Hoheit atmet und in der Liebe vollendetes göttliches Wesen widerspiegelt, — eine Entwickelung über ihn hinaus ist undenkbar. An seiner Erscheinung kommt Niemand vorbei, dem es Ernst damit ist, Mensch zu werden und Mensch zu sein. Denn „Menschsein“ heißt nichts anderes als ein Kämpfer sein unter der Führung und im Geiste Jesu, der uns die Freiheit wahren Menschentums offenbarte und den Weg dazu erschloß. So gerüstet und geführt gilt es einzutreten in den großen Kampf um das Neu- und Reifwerden der Menschheit, der die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch schon geführt wurde und, so lange es Menschen gibt, weiter geführt werden wird, in das große Ringen um die Befreiung der Menschheit aus den beengenden Fesseln der Natur und der Sinnenwelt und damit auch aus den Fesseln eines engherzigen Egoismus und kurzsichtiger Sinnengier.

Und nun zurück zu dem ernsten, mit der Aufrollung des Sexualproblems entbrannten Kampfe. Wer sich darüber klar geworden ist, was „Menschsein“ heißt, wird auch wissen, welche Stellung er in diesem Kampfe und den fragwürdigen Forderungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gegenüber einzunehmen hat. Brennecke

---

Der gegenwärtige Stand der Zivilprozeßmoral

Eine Entgegnung

Nachdem die Christliche Welt dem Rechtsleben ihre Spalten geöffnet hat, können die ungewöhnlich einseitigen Betrachtungen des Artikels Modernismus und Orthodoxie in Nr. 37 nicht wohl unwidersprochen bleiben. Es sei mir gestattet, meine Gegenbemerkungen auf das Gebiet des Zivilprozesses zu beschränken, das mir durch tägliche Erfahrung von mehr als zwanzig Jahren vertraut geworden ist. Die Rechtsstreitigkeiten, an denen ich tätig mitgewirkt habe, zählen nach Tausenden, und ich kenne aus eigener Erfahrung die Praxis des Reichsgerichts so gut wie die kleiner Amtsgerichte. Schwere Mängel unseres Prozeßrechts haben mich gar manchesmal wund gedrückt — aber gerade die Mängel, welche Landsberg so schwarz malt, sind mir verborgen geblieben. Obwohl ich überwiegend als Anwalt tätig gewesen bin, ist mir noch nie die Vorstellung gekommen, an der „Herrschaft“ teilzunehmen, die das geltende Gesetz nach Landsbergs Meinung den Parteien und ihren Vertretern zugedacht hat. Eine solche Herrschaft, an deren Stelle ich ein schweres Joch gefunden habe, würde ebenso zweckwidrig sein, wie die von Landsberg gewünschte Alleinherrschaft des Richters. Das Gesetz fordert von Richtern und Rechtsanwälten die genau gleiche Vorbildung und verteilt die prozessualen Rechte und Pflichten unter beiden Berufsgruppen in Voraussetzung ihrer völligen Gleichwertigkeit. Gleichwertig, wennschon nicht gleich, sind denn auch die Dienste, die das Gesetz von ihnen fordert.

Und den weitaus breitesten Raum unter diesen Diensten beansprucht das Zusammenwirken des Gerichts und der Anwälte zur Erforschung der Wahrheit.

Ich bin wahrhaftig kein Schönfärber und weiß aus schmerzlichen Erfahrungen nur allzuwohl, daß dieses gemeinsame Bemühen lange nicht immer von Erfolg gekrönt ist. Ich kann mir wohl denken, daß ein praktischer Jurist schließlich an der Fähigkeit des Menschen, Wahrheit zu erforschen und Recht zu finden, verzweifeln möchte. Aber daß er dieses Ziel ganz aus den Augen verliere, daß er sich an den Sieg des Unrechts über das Recht gewöhne, darin eine unabänderliche Notwendigkeit zu finden lerne, das ist ein schwerer Traum und kein heller Tag.

Ganz gewiß ist der Richter verpflichtet „die Parteien oder ihre Vertreter reden zu lassen, bis sie nicht mehr können“, dann aber das „beigebrachte Gerede und sogenannte Beweismaterial zu prüfen und sein Urteil zu sprechen“. An den Redewendungen hätte ich Manches auszusetzen, aber der Inhalt trifft zu. Niemand kann das Richteramt üben ohne die Geduld, die Leute ausreden zu lassen und die Hingebung, bis zuletzt aufmerksam zuzuhören. Das sind ohne Zweifel schwere, aber unerläßliche Anforderungen.

Nicht richtig ist es dagegen, daß der Richter während des Parteivortrages zu völliger Untätigkeit verdammt wäre, daß er von sich aus nichts zur Erforschung der Wahrheit tun dürfte. Wenn er wahrnimmt, daß die Parteien in der Klarstellung des Streitfalles Lücken gelassen haben, so hat er nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, ergänzende Fragen zu stellen. Hieran können und wollen die Parteien den Richter nicht hindern; im Gegenteil führen sie nicht selten mit Erfolg beim Reichsgerichte Beschwerde darüber, daß die Ausübung dieser Befugnis unterblieben ist.

Landsberg kann nicht im Ernste der Ansicht sein, obschon er seine Worte so setzt, als ob die Parteien mit Vorliebe dem Richter die Unwahrheit sagten. Gewiß kann das vorkommen und geschieht auch unter dem Eideszwange, zum Beweise dessen, wie wenig damit gebessert wäre, wenn das Gesetz den Parteien ausdrücklich geböte, die Wahrheit zu sagen. Das Schweigen des Gesetzes rechtfertigt aber nicht den Schluß, als ob die Unwahrheit erlaubt wäre. Der Standpunkt des Gesetzes ist vielmehr der, vorauszusetzen, daß die Partei gewillt ist, die Wahrheit zu sagen, und die Kontrolle darüber, ob sie die Wahrheit sagt, der Gegenpartei in erster Linie zu überlassen. Bestreitet die Gegenpartei die Richtigkeit einer Behauptung, so hat der Richter die streitige Wahrheit zu erforschen. Dagegen darf der Richter im allgemeinen die Behauptung nicht anzweifeln, wenn sie von der Gegenpartei zugestanden wird. Solchenfalls soll der Richter nicht päpstlicher sein als der Papst — eine durchaus gute und gesunde Maxime. Die Parteien müssen doch ihre eigenen Verhältnisse und Erlebnisse mindestens ebensogut kennen als der Richter, und wenn sie trotz ihrer widerstreitenden Interessen ein und dasselbe für wahr erklären, so ist das eines der zuverlässigsten Wahrheitserforschungsmittel, die uns überhaupt zu Gebote stehen. Nun lassen sich gewiß abnorme Fälle vorstellen, in denen auch der Richter eigene Kenntnis von der Sachlage hat, ganz genau weiß, wie es wirklich gewesen ist, und dennoch verbunden ist, das Gegenteil als wahr zu unterstellen, weil beide Parteien es bewußt wahrheitswidrig für wahr erklären. Dergleichen „kann vorkommen“, aber es kommt in Wirklichkeit nicht vor; und wenn es vorkommt, so läßt sich das Unglück ertragen, denn dem unterliegenden Teile geschieht dann doch nur, was er selber gewollt hat. Niemals aber kann diese Gesetzesbestimmung eine Handhabe bieten, den friedliebenden reellen Geschäftsmann zu Gunsten eines Schwindlers zu benachteiligen. Ich habe oft klagen hören, daß im Zivilprozeß zuviel bestritten würde, was ruhig zugegeben werden könnte. Die Beschwerde über das Gegenteil ist mir neu. Wohl gemerkt: im Eheprozeß besteht die Gefahr, daß ein Ehegatte sich fälschlich als schuldig bekennt, um die Scheidung einer Ehe herbeizuführen, die auf anderm Wege nicht möglich wäre. Deswegen ist aber auch der Richter an Geständnisse in Ehesachen nicht gebunden und kann verlangen, daß ihm die Richtigkeit übereinstimmender Parteibehauptungen auf anderm Wege bewiesen wird. Doch ist selbst auf diesem Gebiete die Parteienkollusion in Wirklichkeit nicht eben häufig.

Abgesehen von dem Falle des für den Richter verbindlichen Zugeständnisses sind die im alten deutschen Rechte so beliebten „formellen Beweise“ der geltenden Zivilprozeßordnung völlig unbekannt. Landsberg sagt, im Strafprozesse könne ein formal noch so schlüssiger Beweis da nicht zur Verurteilung führen, wo der Richter innerlich noch eine Spur von Zweifel hat. So ist es;

aber im Zivilprozesse ist es nicht anders. Wenn ein Richter, wie Landsberg meint, nicht auf Grund persönlich gewonnener Wahrheitsüberzeugung, sondern auf bloß förmliche Beweise hin entscheidet, so handelt er gegen den klaren Auftrag des Gesetzes.

Der „Anspruch des Gerichts auf ehrliche Prozeßführung" kann von der Gesetzgebung der Zukunft nicht in erheblich höherem Maße gewährleistet werden, als es im geltenden Rechte geschieht. Wozu dient denn der vielgeschmähte Anwaltszwang, wenn nicht vornehmlich zu dem Zwecke, eine anständige Prozeßführung soweit sicherzustellen, als es eben möglich ist! Kein Gesetz kann den Schwindler zum ehrlichen Mann machen; aber man kann ihn zwingen, den Prozeß durch einen Vertreter zu führen, der neben anderen Eigenschaften vor allem die des ehrlichen Mannes haben muß und eine unanständige Prozeßhandlung einfach nicht mitmacht. Freilich hat das sehr bald seine Grenze; denn der Anwalt ist ebensowenig wie der Richter in der Lage, seiner Partei ins Herz zu sehen, und steht ihr überdies nicht so unverantwortlich gegenüber wie der Richter, vielmehr eröffnet ihm jede Meinungsverschiedenheit mit dem Auftraggeber die Aussicht auf eine spätere Regreßklage.

Daher ist auch der Anwalt nicht allzuhäufig in der Lage, prozessuales Unrecht seiner Partei zu verhüten, und kann im allgemeinen nur die ärgsten Spitzen abbrechen. Wollte man darin weiter kommen, so müßte man die Stellung des Anwalts gegenüber seinem Auftraggeber stärken, was aber hinwiederum ernste Bedenken gegen sich hat.

In einer ganz anderen Richtung gibt unser Prozeßverfahren einem feinen Wahrheitsgefühl empfindlichen Anstoß. Sehr häufig ist die Partei über einen für die Entscheidung erheblichen Punkt selbst nicht im Klaren, oder sie glaubt es zu sein, aber der Anwalt hat Zweifel. Erst aus dem Munde der Zeugen erfährt er dann, wie es eigentlich gewesen und was sich mit gutem Gewissen behaupten läßt. In solchen Fällen besteht nun keine Möglichkeit, den Richter um Erforschung der Wahrheit zu bitten, ohne vorschnelle Behauptungen aufzustellen. Vielmehr ist eine bestimmte Behauptung Vorbedingung für jede Beweiserhebung. Will man den formalen Sieg des materiellen Unrechts verhüten, so bleibt oft gar nichts Anderes übrig, als der Wahrheit zu liebe, um sie an den Tag zu bringen, mehr zu sagen, als mit der subjektiven Wahrhaftigkeit verträglich ist. Das ist eine ganz ähnliche Gewissensqual, wie das scheinbare Bekenntnis zum Wortlaute des Apostolikums. Es gibt sehr Viele, die nichts dabei finden, da doch Jedermann wisse, wie die der Vorschrift zuliebe gebrauchten Worte gemeint seien. Aber die Empfindlichkeit gegenüber solchen Uebelständen nimmt sichtlich zu. Ich freue mich dessen und hoffe, daß es mir beschieden sein wird, Fortschritte der Wahrhaftigkeit zu erleben auf dem Gebiete des Rechts wie auf dem Gebiete der Kirche. Man spricht soviel von der Pflicht der Wahrhaftigkeit. Hätten wir doch erst einmal das Recht, notwendige Wahrheiten auszusprechen, auch wenn sie manchen unangenehm sind. Aber heute hat ein Wort noch guten Kurs, das vor fast hundert Jahren geprägt worden ist: Wer die Wahrheit kennt und saget sie frei, der kommt nach Berlin auf die Hausvogtei!

Friedrich Kloeppel

Erklärung zu den Ausführungen des Herrn Rechtsanwalt Kloeppel

Mit der Auffassung der unseren Zivilprozeß beherrschenden Verhandlungsmaxime als Hindernisses der freien Wahrheitsforschung stehe ich nicht allein. Landgerichtsdirektor Reichert (Augsburg) schildert dieses Uebel durchaus zutreffend in der Deutschen Richterzeitung, wo ja auch Anhänger der Verhandlungsmaxime zu Wort kommen werden.*) Und auf Seiten dieser Letzteren bestreitet man in der Regel nicht, daß bei der Verhandlungsmaxime die Wahrheit zu kurz kommt, sondern behauptet, daß es berechtigt sei, der Partei die Befugnis zum Verschweigen und tendenziösen Darstellen zuzugestehen.*)

Selbstverständlich wird ein anständiger Anwalt auch den Zivilprozeß anständig führen. Ja mancher wird zu gewissenhaft sein, um das ihm von jener Theorie zugestandene Recht auf Unwahrheit zu verwenden. Ich nehme das bis zum Beweise von jedem einzelnen mir begegnenden Anwalte an. Mancher andere aber wird im Interesse seines Klienten auch Dinge bestreiten, von deren Richtigkeit er persönlich überzeugt ist. Dieser Anwalt braucht darum noch nicht einmal weniger anständig zu sein, als jener. Denn er betrachtet eben das Interesse seines Klienten als anvertrautes Gut, dessen Sieg er zu erkämpfen hat, und damit erfüllt er die ihm vom Gesetze zugewiesene Aufgabe. Diejenigen Leser, welche selbst Prozesse zu führen hatten, mögen aus eigenem Urteil entscheiden, wie es mit der Wahrhaftigkeit im Zivilprozesse infolge dessen recht oft aussieht. Es handelt sich also gar nicht um einen Vorwurf gegen die Anwälte, vielmehr um deren Befreiung aus einer unverschuldeten Pflichtenkollision, aus einer versuchungsreichen Notlage, welche geeignet ist, ihrem natürlichen Empfinden für Wahrheit und Recht eine künstliche Verschiebung der Pflichtbegriffe zu substituieren. Diese Gefahr schildert ja Rechtsanwalt Kloeppel selbst treffend im letzten Absatze seiner Erwiderung: „In solchen Fällen besteht keine Möglichkeit den Richter um Erforschung der Wahrheit zu bitten ohne »vorschnelle« Behauptungen aufzustellen." Ganz recht! genau diese „vorschnellen" Behauptungen meine ich ja. Diese sind doch eben unwahr. Und daran ist nicht der Anwalt schuld, sondern das Gesetz, die Zivilprozeßordnung.

Wie weit ich davon entfernt bin, gegen den Anwaltstand als solchen Front zu machen, entnehme man meinem Buche „Das Jugendgericht" (Hannover, Helwing 1912, S. 60): »Ich möchte den Verteidiger niemals vermissen, wo ich um meine Schuldlosigkeit und Straffreiheit usw. kämpfen muß. Mag die Gesetzgebung die entscheidende Behörde mit den besten Garantien versehen, mag sie die Stelle aus höchstem Wohlwollen für mich schaffen; es entscheiden Menschen, und Menschen können Tendenzen haben. Und gegen Tendenzen meine Eigenart und mein Eigenrecht besser durchsetzen zu können, dazu brauche ich einen selbstgewählten beruflichen und vom Staate unabhängigen Verteidiger.«

Trotzdem erlaube ich mir, es für ein Unglück zu halten, wenn zwei Parteien einig sind, bewußt wahrheitswidrige Tatbestände vor den Richter zu bringen, um darauf ein Urteil zu erhalten. Denn dann ist meist ein Dritter der Geprellte und Geschädigte. Oder eine der Parteien soll bewuchert werden und ist so sehr in der Hand des Gegners, daß sie sich hier auch noch die Schlinge des Urteils anlegen läßt. Dies Unglück kann mit und ohne Anwalt geschehen; das, was ich kritisiere, ist, daß das Gesetz dazu mehr Handhabe gibt, als es muß.

J F Landsberg

*) Deutsche Richterzeitung Jahrg. 4 Nr. 15 Sp. 646 Abs. 2: „Welche Achtung soll das Volk vor einem Gerichte haben, wenn es noch immer von den Verfechtern der Prozeßlüge vorgetragen erhält, daß es erlaubt sei, den Richter durch Unwahrheit irre zu führen?"

*) Vgl. Richterzeitung a. a. O. Sp. 619 ff. und Nr. 17 Sp. 718, 714.

Vom Gustav-Adolf-Verein

1. Die 64. Hauptversammlung in Posen 24.—26. September

Eine Hauptversammlung inmitten der Diaspora, der Festgottesdienst in den weiten Räumen der Kreuzkirche, die im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts gebaut, bestimmt gewesen ist für die damals recht kleine evangelische Gemeinde Posens und die auf viele Meilen im Umkreis zerstreut wohnenden evangelischen Glaubensgenossen. Es hat eine Zeit gegeben, in der uns die Diaspora Posens immer wieder bezeichnet worden ist als der Lazarus, der vor den Türen des Gustav-Adolf-Vereins liege. Diese Zeit ist vorüber. Wie man es der Stadt Posen ansieht schon an der Bauart ihrer Häuser, daß in den letzten dreißig Jahren hier eine Umwandlung von Grund aus stattgefunden hat — nur die Dominsel hat im Wesentlichen ihr altes

Aussehen gewahrt —, so hat sich auch draußen auf dem Lande ein gewaltiger Wandel vollzogen. Aber man möge ja nicht versäumen über der langen Reihe von schmucken neu erstandenen evangelischen Gotteshäusern die alten unscheinbaren Holzbauten, die strohgedeckten Fachwerkhütten, die Betsäle und „Betställe" wenigstens im Bilde zu bewahren; sie haben — und zwar jedes einzelne unter ihnen — aus der Vergangenheit der evangelischen Kirche Posens unendlich viel mehr und viel Wertvolleres zu verkünden, als alle jene Neubauten evangelischer Gotteshäuser zusammengenommen. Und wenn der Konsistorialpräsident von Posen sich zu dem Satze versteigen konnte, in zwanzig Jahren würden die Notstände der Posener Diaspora gehoben sein, so mag daran erinnert werden, daß 1844 bei der Gründung des Posener Gustav-Adolf-Hauptvereins dessen Vorstand angenommen hat, innerhalb zehn Jahren werde er die Bedürfnisse der eigenen Diaspora befriedigt haben und sich dann ganz der Unterstützung nichtposenscher Gemeinden hingeben können.

Der Versammlung war anzumerken, daß sie auf einem Boden stattfand, wo man nicht nötig hat es den Leuten erst klar zu machen, was Diaspora bedeutet. Es ist denn doch eine sehr achtbare Leistung, wenn eine Bevölkerung von 600 000 Evangelischen im Jahre 1905 für die damals nicht zustande gekommene Hauptversammlung in Bromberg 27 000 Mark aufgebracht hat, und 1912 für Posen 31 000 Mark. Die volle Höhe der diesmaligen Festgaben hat sich auf etwa 40 000 Mark belaufen.

Wer vertraut ist mit der Geschichte unseres Vereins, der konnte sich überzeugen, wie die vor Jahren so reichlich unterstützten Gemeinden Jersitz, Lazarus, Wilda — letztere hat sogar einmal die große Liebesgabe erhalten — jetzt zu Vorstädten von Posen geworden sind. Zur Kräftigung der Posener Diaspora hat auch ein gutes Stück beigetragen das Posener Diakonissenhaus; nach unendlichen Schwierigkeiten hat es vor Jahresfrist den stattlichen Neubau, außen vor der Stadt, nicht so gar fern von St. Lazarus beziehen können. Es enthält ein Krankenhaus mit 350 Betten und ein Mutterhaus, dessen Schwestern in 90 Gemeinden der Provinz die Gemeindepflege ausüben und dazu noch eine lange Reihe von Arbeiten der Innern Mission übernommen haben. Es war keine Uebertreibung, wenn ein Vertreter aus einer andern Diaspora meinte, hier sei die schützende Burg für die Posenschen Gemeinden.

Die Versammlung war wieder auf die Wochentage gelegt, bot aber in ihrem Verlauf manches Eigenartige. Aus dem Programm, das der frühere Generalsuperintendent der Provinz 1905 für Bromberg ausgearbeitet hatte, war es übernommen, wenn am Sonntag den 22. September in einer großen Zahl der Diasporagemeinden Posens Pastoren aus den allverschiedensten Teilen Deutschlands den Gottesdienst abhielten. Es wäre zu wünschen, daß in das Protokoll über die Posener Versammlung, das der Zentralverband herausgibt, ein Verzeichnis der Gemeinden und der Geistlichen, die dort gepredigt haben, Aufnahme fände. Ein noch strengeres Festhalten an Hesekiels Programm würde gewiß erheblich mehr Umfrage erfordert haben, aber die Haupt- und Zweigvereine wären dabei in bessere Fühlung mit ihren Pfleglingen gekommen. Man kann nur wünschen, daß es nicht bei dem einmaligen Versuch bleibt, sondern daß er auch in künftigen Hauptversammlungen nachgeahmt wird, sofern Diaspora sich in der Nähe der Feststadt befindet.

Ein Anderes, womit uns Posen geradezu in Staunen gesetzt hat, war, daß beim Abendgottesdienst am 24. September in der Paulskirche Sebastian Bachs herrliche Reformationskantate in vollem Umfang mit Orchesterbegleitung aufgeführt wurde. Es war eine vorzügliche Leistung. Natürlich hat es an Solchen nicht gefehlt, die lieber eins der sogenannten Kernlieder abgesungen hätten, aber darüber braucht man sich nicht zu wundern. Haben doch Bitter und Spitta zeitlebens schriftlich und mündlich immer wieder lehren müssen, daß die Bachschen Kantaten nicht bestimmt sind für die musikalischen Feinschmecker in den Konzertsälen, auch nicht für das Kirchenkonzert, sondern für den Gemeindegottesdienst; unser evangelischer Choral ist es, auf den sie aufgebaut werden. Freilich Eins verlangt eine solche Aufführung: die darauf folgende Predigt muß vom Anfang bis zum Schluß der weihevollen Stimmung angepaßt sein, in die uns der große Chormeister versetzt hat. Wir können nur den Wunsch aussprechen, möchten in anderen Städten, wo die geeigneten musikalischen Kräfte zur Verfügung stehen, nun ähnliche Darbietungen in den Festgottesdiensten gebracht werden.*)

Auf Hesekiels Initiative geht auch zurück der am Schluß der Posener Tagung angehängte Instruktionskursus für Diasporageistliche. Ich habe davon nur den Eröffnungsvortrag Zöcklers aus Stanislau hören können über „Vorzüge und Schwierigkeiten der pastoralen Tätigkeit in der Diaspora", und dabei bedauert, daß im Diakonissenhaus nur ein Bruchteil der Festteilnehmer, nicht die Vollversammlung zugegen war. Auch den Instruktionskursus möge man, wo es die Verhältnisse am Orte gestatten, künftig wiederholen.

Die Verhandlungen, die abwechselnd in dem großen Festsaal der Akademie und in dem kleineren des Evangelischen Vereinshauses stattfanden, hatten ihren Höhepunkt in der Eröffnungsansprache des Vorsitzenden D. Hartung. Es waren markige und kraftvolle Worte, in denen er die Verhältnisse unserer evangelischen Kirche nach innen wie nach außen schilderte, mit tiefem Ernst, aber nicht verzagend. Unter den Begrüßungen sei wenigstens der warmen, herzlichen Ansprache des Oberpräsidenten Schwartzkopff gedacht und der auf den nationalen Ton gestimmten des katholischen Oberbürgermeisters.

Wem im Ernst der Zeit der Mut sinken mag, den dürfen wir auf die deutsche Kindergabe verweisen: 26 022 Mark haben der westpreußischen Konfirmandenanstalt Sampohl überreicht werden können, und der Erfinder der Kindergabe D. Zauleck in Bremen ist der Zuversicht, ihren Ertrag noch steigern zu können. Die nächstjährige Sammlung ist dem von Pfarrer Zöckler geleitete deutschen Kinderheim zu Stanislau in Ostgalizien zugedacht, das zur Zeit 212 Kinder beherbergt, bald aber 250 aufnehmen wird.

Die große Liebesgabe im Betrag von 22 020 Mark ist für den Kirchbau der braven sächsischen Bauern zu Peschendorf in Siebenbürgen bestimmt worden. Peschendorf bekam 205 Stimmen. Gustavsburg bei Mainz und Rosario in Argentinien erhielten für den Kirchbau 7036 bzw. 7136 Mark; sie brachten es auf 62 bzw. 41 Stimmen. Die sehr schwierigen Verhältnisse der Gemeinde Gustavsburg, auf der Mainspitze Mainz gegenüber, wo aus allen deutschen Gauen eine starke evangelische Industriearbeitergemeinde entstanden ist, verlangen die kräftigste Unterstützung des Vereins.

2. Aus der Vereinsarbeit

Der Jahresbericht der Zentralvorstände enthält viel Zahlen. Wer sie kennen lernen will, möge den Bericht selbst zur Hand nehmen; es lohnt. Nur möge man uns mit diesen Zahlen in den Gustav-Adolf-Predigten verschonen, und vor allem mit der großen Millionenzahl der Gesamtzuwendungen; mit solchen Zahlen schreckt man die Gemeindeglieder nur ab, die man zur Mithilfe anregen sollte.

Die Verwendungen haben im verflossenen Jahr wieder zugenommen gegen das voraufgegangene. Ob man daraus eine Hebung der Vereinsarbeit folgern darf, lasse ich dahin gestellt.

Wir können es uns nicht verhehlen, die Schwierigkeiten, mit denen die Gustav-Adolf-Arbeit zu kämpfen hat, wenn es gilt sie in unsern Gemeinden wach zu erhalten, wachsen mit jedem Jahr. Es hat eine Zeit gegeben, in der es weiten Kreisen der Laienwelt als Ehrensache galt, mitzuhelfen in der Vereinsarbeit, nicht bloß durch den Jahresbeitrag, sondern auch durch persönliche Mithilfe in den Vorständen, bei der Werbung neuer Mitglieder usw. Das Laienelement in den Vorständen

*) Wie verschieden in aestheticis unsre Freunde urteilen! Ein andrer sehr kompetenter Besucher der Posener Tage schreibt uns: „Wer als Kundiger — wenn auch nur von den Darbietungen des Kirchengesangtages her — nach Posen fuhr, der freute sich ganz besonders darauf, Bach in der Kreuzkirche von seinem berufensten Dolmetscher aufgeführt zu hören. Da war es denn eine große Enttäuschung, daß von Greulich und seinem Chor nirgends etwas zu sehen und zu hören war. Was hat sich eigentlich das Lokalkomitee dabei gedacht? Man gibt doch bei solcher Gelegenheit nicht nur Gutes, sondern sein Bestes!" D H

des Gustav-Adolf-Vereins schrumpft immer mehr zusammen; nur ganz wenige Vereine dürften es sein, die an der guten alten Tradition noch festhalten, den engern Vorstand mit Laien zu besetzen. Und doch ist es grade dadurch einst erreicht worden, den Verein volkstümlich zu machen. Oft genug kann man heute von dem oder jenem, der zu einer Jahresversammlung fährt, hören, er reise „zu der Pastorenversammlung". Es wird der evangelischen Kirche immer vorgeworfen, sie sei zu sehr Pastorenkirche: hier war noch ein Feld, wo das Laienelement mit gutem Erfolge tätig gewesen ist. Bald wird es verschwunden sein. Vielleicht hat die Tätigkeit des Evangelischen Bundes das früher im Gustav-Adolf-Verein tätige Laienelement hinübergeleitet? Uns scheint auch dort heute die Zahl der mitarbeitenden Laien sich zu lichten. Manche mögen in den großen völkischen Vereinigungen, die in den letzten drei Dezennien entstanden sind, ein Feld der Betätigung gefunden haben. Hier wirken verschiedene Momente zusammen, aber wir dürfen uns darüber nicht täuschen, das Zurücktreten des Laienelements bedeutet eine Schwächung der Gustav-Adolf-Vereinsarbeit.

Die Einnahmen des Vereins gehen den Zahlen nach zwar noch nicht zurück, aber sie wuchsen längst nicht so, wie sie bei dem sinkenden Geldwert wachsen müßten. Man kann nicht anders, als auf ein Sinken des kirchlichen Sinnes daraus schließen. Für Zeppelinsche Luftschiffe, für die Nationale Fliegerspende sind Millionen vorhanden, — und wie werden die begrüßt, die die Kirchensteuer einziehen?

Dabei nehmen die Bedürfnisse der Diaspora — Gott sei Dank — immer noch zu. Aber es gibt auch Notstände, die mit Geld nicht zu heben sind. Am gefährlichsten ist zur Zeit wohl der Mangel an jungen Theologen. Was Friedrich Meyer vor zwölf Jahren aufgebaut hat in der evangelischen Kirche Oesterreichs, scheint wieder zu zerfallen. Grade die tüchtigsten Kräfte, die hinübergegangen sind und in den jungen Gemeinden am besten gewirkt haben, werden zurückgerufen, weil es den heimischen Landeskirchen an theologischem Nachwuchs mangelt. In unserer reichsdeutschen Diaspora mögen wohl noch neue Hilfspredigerstellen oder selbst Pfarreien geschaffen werden, aber es fehlt an Männern, diese Stellen zu besetzen.

Hält man Umschau, wie in einzelnen Haupt- und Zweigvereinen gearbeitet wird, so gewahrt man an gar manchen Stellen eine zuweilen ganz verblüffende Verkennung der vorhandenen Nöte. In gar manchen Vereinen wird die Auslandsdiaspora so bedacht, als wäre bei uns im Reiche alles erledigt; die günstigen materiellen Verhältnisse, die in der Auslandsgemeinde vielfach vorliegen, läßt man dabei ganz außer Acht. Die Unterstützungen in der Auslandsgemeinde haben in erster Linie den Zweck, das Band mit dem Mutterlande zu festigen und die dortigen Glaubensgenossen an ihre Pflichten gegen die evangelische Kirche zu erinnern, sie zur Selbsthilfe aufzustacheln.

Wir dürfen über den Auslandsgemeinden die reichsdeutsche Diaspora nicht vergessen. Auch neben dem Arbeitsgebiet der Ansiedlungskommission hat Posen wie Westpreußen Diaspora, die unsrer Hilfe dringend bedarf. Geradezu niederschlagend war das Referat über Elsaß-Lothringen, das Pfarrer Ernst aus Straßburg der Hauptversammlung erstattet hat. Das Land hat eine Verfassung bekommen, in der der Ultramontanismus die Herrschaft besitzt, und er weiß seine Herrschaft allenthalben der evangelischen Minorität fühlbar zu machen. Sollten gar unsere Regierungen sich schwächlich genug erweisen, den frommen Vätern der Compagnie Jesu die Tore ganz zu öffnen, so geht unsere heimische Diaspora schlimmen Zeiten entgegen.

Rudolf Weil

Der Kongreß für Religionsgeschichte in Leiden

Vom 9. bis zum 13. September tagte in Leiden der vierte internationale Kongreß für Religionsgeschichte. Die Zahl der Teilnehmer blieb hinter der früherer Kongresse nicht unerheblich zurück. Von den etwa 250 Namen, die die vor dem Beginn der Verhandlungen ausgegebene Liste aufwies, mußte noch mancher gestrichen werden. So Loofs, Lehmann, Söderblom. Deutschland war, wie schon in Oxford, nur spärlich vertreten. Von theologischen Akademikern nahmen Clemen (Bonn), v. Dobschütz (Breslau), Ehrhard (Straßburg), Herrmann (Breslau), Mayer (Straßburg), Titius (Göttingen) und der Unterzeichnete Teil. Von Philologen und Althistorikern, deren Arbeitsgebiet sich mit dem unsern berührt, sind Deubner (Königsberg), Weber (Groningen) und Wünsch (Königsberg) zu nennen.

Von dem Empfang durch den Leidener Bürgermeister in dem schönen, alten, festlich beleuchteten Stadthaus bis zu der herrlichen Fahrt auf der Maas von Rotterdam nach Vlaardingen und dem gemeinsamen Essen im Haag war alles stilvoll und erquicklich zugleich. Der Organisationsausschuß, an seiner Spitze der würdige Chantepie de la Saussaye, der auch die Gesamtverhandlungen des Kongresses leitete, hatte alles vorgesehen, um uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Dazu Hollands Reize, wohl für die Meisten nach Schluß der Tagung durch das wirklich herrliche Amsterdam gekrönt. Und weiter die starke Anregung durch persönliche Bekanntschaft und Berührung, von der schon Hackmann sprach, als er über den Oxforder Kongreß berichtete (s. Jahrgang 1908 Nr. 41). Ich habe sie wieder in ganz besonderem Maße empfunden und werde noch lange davon zu zehren haben.

Leider muß ich nun aber auch an die Klagen erinnern, die schon Hackmann vorgebracht hat. Der wissenschaftliche Ertrag des Kongresses stand nicht im Verhältnis zu den Aufwendungen an Zeit, Geld und persönlicher Arbeitsleistung. Ich will nicht wiederholen, was mein Oxforder Vorredner gesagt hat, bitte aber seine Ausführungen nachzulesen und dann das zu durchdenken, was ich in Form von positiven, mit gleichempfindenden Kongreßteilnehmern hin und wieder besprochenen Vorschlägen anregen möchte.

Zunächst die sogenannten Plenarsitzungen. Sie waren diesmal auf eine einzige beschränkt worden, und diese hatte man auf 2 Uhr angesetzt, d. h. auf eine Stunde, zu der den normalen Menschen, zumal wenn ihm gastfreie Hand ein gutes Lunch dargeboten hat, der Mittagsdämon anfällt, wie die alten Mönchsethiker sagten. Ich halte die Beschränkung nicht für richtig, ohne darum einem Wiederaufleben der Plenarsitzungen in der alten Form das Wort reden zu wollen. Meines Erachtens sollte am Vormittag eines jeden der drei Verhandlungstage eine solche Sitzung stattfinden, besser noch zwei oder drei, damit die doch sehr auseinandergehenden Interessengebiete gleichmäßig berücksichtigt werden können. Für diese Sitzungen müßte der den Kongreß vorbereitende Ausschuß Redner gewinnen und zwar für jedes Thema einen Referenten und einen Korreferenten aus verschiedenen wissenschaftlichen Lagern. Selbstverständlich nur Namen von Rang und, wenn nötig, gegen Reisevergütung, denn es ist doch nun einmal Tatsache, daß nicht immer der, den man auf internationalem Wege haben will, das nötige Geld für eine Auslandsreise flüssig machen kann. Auch die Themen sollte die Leitung bestimmen oder wenigstens in beschränkter Auswahl vorschlagen. Beispiel: diesmal sprachen in der ersten Sektion Titius über den Ursprung des Gottesglaubens, Clemen über den Einfluß der Mysterienreligionen auf das Urchristentum, Gegenstände wie geschaffen für eine Plenarverhandlung, während sie innerhalb der für die Sektionsverhandlungen notwendig beschränkten Vortragszeit nicht zur Geltung kommen konnten oder nur zufällig, weil (bei Titius) die übrigen für die Sitzung vorgesehenen Verhandlungsgegenstände wegfielen. Nur im Anschluß an derartig vorbereitete Vorträge, in denen die verschiedenen Auffassungen schon kräftig und gegensätzlich hervortreten, ist auch eine wirklich ergiebige Diskussion möglich. Gefördert würde die Diskussion ferner dadurch werden, daß die Hauptgedanken der Vortragenden vor Beginn der Verhandlung in Form von Leitsätzen jedem Teilnehmer zugänglich gemacht würden. Unbedingt notwendig aber ist es, für eine solche Verhandlung den ganzen Vormittag freizuhalten und nicht erst um 10, sondern um 9 Uhr zu beginnen. Warum wir in Leiden in unsere Tagungen stets so spät eintraten, ist mir nicht klar geworden. Die löbliche Gewohnheit der Holländer, ihre geselligen Veranstaltungen um 10 Minuten nach 11 Uhr (wohlgemerkt: nicht um 5 Minuten oder ein Viertel nach 11) zu schließen, hätte es doch wohl Jedem ermöglicht, um 9 Uhr am Platz zu sein.

Der Vorteil solcher Gesamtsitzungen besteht (abgesehen von der dadurch ermöglichten Gründlichkeit der Verhandlung) vor allem darin, daß die an den Themen Interessierten auch wirklich erscheinen können. In Leiden war man auf seine Sektion beschränkt. Ich z. B. konnte weder Wünsch über die griechischen Zauberpapyri noch Kugener über Konstantin und die Haruspizin oder Weber über Volksreligion im griechisch-römischen Aegypten sprechen hören, weil ihre Vorträge in der hellenistischen Sektion stattfanden. Umgekehrt fehlten bei Clemens Vortrag die religionsgeschichtlich interessierten Philologen, deren begründete Einwendungen zu vernehmen sehr wertvoll gewesen wäre. Auch Titius konnte ich nicht hören, da er in der ersten, für die Behandlung grundsätzlicher und methodologischer Fragen bestimmten Sektion sprach. Natürlich müssen die Sektionen bestehen bleiben. Sie sollen aber nur der wissenschaftlichen Kleinarbeit dienen, die auf einem solchen Kongreß nicht fehlen darf. Mir z. B. war es durchaus von Interesse, Conybeare über die Häresieen in den Ignatianen oder Burkitt über das Josephuszeugnis zu hören, dessen Echtheit er, nebenbei bemerkt, wieder einmal mit wohl den Meisten nicht einleuchtenden Gründen zu erweisen versuchte. Aber das sind Späne, für die man auf die Anteilnahme weniger Fachgenossen rechnet, und bei denen man vollends die Anwesenheit der Damen, wenn nicht gerade eine Zunftgenossin unter ihnen ist, leicht verschmerzen würde.*) Man setze diese Sitzungen auf den Nach-

*) Ueber die einzelnen Mitteilungen ist in der Theologischen Literaturzeitung Nr. 20 berichtet worden.

mittag an. Die Höchstzeit von zwanzig Minuten für eine Mitteilung von der angegeben Art lasse man bestehen; sie wird in weitaus den meisten Fällen genügen. Fällt, was ja immer vorkommt, eine im Tagesprogramm vorgesehene Mitteilung aus, so kann der Vorsitzende die Zügel etwas locker lassen. Zur Diskussion werden zwanzig Minuten auch genügen. Auf diese Weise lassen sich drei, auch vier kurze Vorträge in der Nachmittagszeit gut bewältigen. Daß nicht die Darlegungen eines abwesenden Gelehrten verlesen werden, betrachte ich dabei als selbstverständlich. Uebrigens ist das schon in Leiden, wenigstens in der Sektion Christentum, unterblieben. Von seinem Rechte, unter den angekündigten Mitteilungen auszuwählen, muß der vorbereitende Ausschuß stärkeren Gebrauch machen; auch in Leiden war Minderwertiges zugelassen worden. Nützlich wäre es, wenn, wie es in Oxford, nicht aber in Leiden geschah, die Vorsitzenden der Sektionen zu Beginn der ersten Sitzung einen Ueberblick über die in der verflossenen Periode geleistete Arbeit auf ihrem Gebiet geben würden, was allerdings voraussetzt, daß diese Vorsitzenden nicht erst, wie in Leiden, während der Tagung bestimmt werden. Uebrigens sollte der Vorsitz in den einzelnen Sektionen auch nicht von Sitzung zu Sitzung wechseln, eine Forderung, die freilich an internationaler Eifersüchtelei scheitern könnte. Jedenfalls aber sollte nur solchen Gelehrten der Vorsitz übertragen werden, die den Vorträgen in allen für die Verhandlungen zugelassenen Sprachen (in Leiden französisch, deutsch, englisch, italienisch) auch wirklich zu folgen und eine mehrsprachige Diskussion zu leiten im Stande sind. Auch die Arbeitszeit der Sektionen darf nicht zu knapp bemessen werden. Wenn sich die Arbeit der Kongressisten zwischen 9 bis 12 und 2 bis 5 abspielt, so ist Keinem zu viel zugemutet. In Leiden waren wir erheblich kürzere Zeit wirklich tätig.

Daß ich diese Vorschläge so ausführlich und gerade an dieser Stelle vorbringe, hat seinen besonderen Grund. An den Kongreß ist eine sehr freundlich gehaltene Einladung von Universität und Stadt Heidelberg gelangt, die nächste Tagung (1916) dorthin zu verlegen. Es ist wahrscheinlich, daß das internationale Komitee des Kongresses diese Einladung den von San Francisco und Rom ergangenen vorziehen wird, schon aus der allgemeinen Erwägung heraus, daß Deutschland vor Amerika und Italien berücksichtigt werden sollte. Nun, wird Heidelberg zum Kongreßort bestimmt, so wird es die Aufgabe unserer dortigen Freunde sein, kräftig in die Vorbereitung einzugreifen. Wir sind von vorne herein überzeugt, daß sie das, was wir von ihnen erwarten, und mehr noch leisten werden. Aber viel Mühe wirds machen, auch mancher Aerger wird zu schlucken sein. Vor allem: wenn auch noch viel Wasser den Neckar hinunterfließen wird, bis wir in Heidelberg einziehen, es kann nicht früh genug mit der Arbeit begonnen werden. Der Hauptfehler bei der Vorbereitung des diesjährigen Kongresses — in seinem wissenschaftlichen Teil — schien mir darin zu liegen, daß so Vieles erst im letzten Augenblick geordnet wurde.

Gustav Krüger

Verschiedenes

Unerfreuliches aus dem kirchlichen Streit. Daß gestritten wird, ist kein Unglück, wenn es nur um die Sache geht und jeder Teil seinen ganzen Ernst einsetzt. Aber unerfreulich sind Vorkommnisse wie dieses: Herr Professor D. Eduard König in Bonn hat in Nr. 460 der Kreuzzeitung mit Unterzeichnung seines guten Namens mit der Ueberschrift „Selbsterkenntnis der sogenannten liberalen Theologie" wörtlich, unter Weglassung des ersten Satzes, jene Blütenlese von Aeußerungen Wernles, Rittelmeyers, Baumgartens und Traubs zum erneuten Abdruck gebracht, die wir mit gebührendem Protest bereits in Nr. 24 Sp. 581 d. J. unsern Lesern vorgelegt haben. Auf ein gründliches Studium der Quellen, aus denen einst eine badische Korrespondenz jene Sätze ausgezogen hat, läßt das nicht schließen; und doch müssen die Leser der Kreuzzeitung den Eindruck gewonnen haben, der gelehrte Unterzeichner gebe eigne Lesefrüchte zur Kenntnis. Schlimmer ist, daß dieser Theologe keine Empfindung dafür verrät, wie ehrend jene „Selbstbekenntnisse" für die „sogenannte liberale Theologie" sind. Wäre es einem Manne wie D. König von Herzen darum zu tun, daß wir „liberalen Theologen" Christen sind oder werden, so müßte er Zeugnisse einer so strengen, schonungslosen Selbstkritik mit Achtung und Anerkennung begrüßen. Statt dessen gibt man sie als Bankerotterklärungen in die Tagespresse hinaus, die mitsamt ihrem Publikum dadurch nur irre geführt wird. Wir lassen uns im kirchlichen Streit gerne viel gefallen, aber wir müssen es offen aussprechen: eine Handlung wie die des Herrn D. König vergiftet ebenso unverantwortlich wie unnötig den Kampf um die Sache. R

Erklärung Baumgartens. An die Kreuzzeitung hat Professor Baumgarten folgende Erklärung gerichtet. Wir haben sie in der Kreuzzeitung bisher nicht gefunden und entnehmen ihren Wortlaut (mit den Sperrungen) der Täglichen Rundschau:

Ich bin längere Zeit mit wechselndem Aufenthalt unterwegs gewesen, habe deshalb den Artikel der „Kreuzzeitung" in der Nummer vom 25. September 1912 „Zu den Anschuldigungen des Professors D. Baumgarten gegen den Oberkirchenrat in Sachen Traubs" erst kürzlich im Wortlaut zu Gesicht bekommen und finde erst heute Gelegenheit, darauf zu entgegnen.

Zunächst möchte ich darauf hinweisen, daß ich meine in der „Christlichen Freiheit" erschienenen Feststellungen mit meinem Namen und meiner Stellung gedeckt habe und deshalb wohl erwarten könnte, daß, wer mich bekämpfen will, dies auch unter seinem Namen, nicht anonym tut.

Weiter erkläre ich, daß ich an den gedachten Behauptungen festhalte und nicht erkennen kann, daß der Artikel der „Kreuzzeitung" sie erschüttert. Was ich gesagt habe, wird in dem Artikel nicht widerlegt, und was in dem Artikel widerlegt wird, habe ich nicht gesagt.

Bei meinen Feststellungen kam es mir nur darauf an, zur völligen Klarstellung des Sachverhalts beizutragen, da mich die Entscheidungsgründe des Ev. Oberkirchenrats nicht von dessen Behauptung, daß Traub sich subjektiver Unwahrhaftigkeit schuldig gemacht habe, überzeugen können. Zu meiner Erklärung halte ich mich deshalb für berufen, weil ich im Verfahren gegen Jatho Hand in Hand mit Traub die Verteidigung geführt habe und daher aus eigener Erfahrung nächst Traub am besten in dieser Angelegenheit unterrichtet zu sein glaube. Mein Name und meine Stellung bürgen wohl dafür, daß ich mir wohl überlegt habe, was ich schrieb, und wenn der Ev. Oberkirchenrat davon überzeugt ist, daß meine Behauptungen unzutreffend sind, so verstehe ich nicht, warum er der Gelegenheit, die Richtigkeit seiner Entscheidungsgründe vor dem öffentlichen Gerichte zu erweisen, aus dem Wege geht. In eine sachliche Erörterung in der Presse einzutreten, erachte ich als nutzlos, bin aber nach wie vor bereit, die Richtigkeit meiner Behauptungen vor Gericht darzutun.

Das ist der „Kampf ums Recht". Ich bekenne gern, daß ich ihn in den Sätzen Nr. 40 Sp. 966 Mitte zu gering eingeschätzt habe. Auch **Traub** in seiner nunmehr vorliegenden **Verteidigungsschrift** (vgl. Inserat) geht diesen Weg. Er muß wohl gegangen werden. Käme es zu einer Wiederaufnahme des Disziplinarverfahrens wider Traub auf Grund ordentlichen Richterspruchs, wie würden wir uns freuen! Ich gestehe offen, ich habe den Glauben an so viel Gerechtigkeit unsers öffentlichen Wesens nicht. Aber das hindert mich nicht, mit größter Spannung dem entgegenzusehn, wie die Kirchenbehörde der schweren Anklage eines unbestechlichen Mannes wie Baumgarten begegnen wird. Traubs Verteidigungsschrift enthält eine Menge Material zur Sache. Sie umfaßt 164 Seiten zum Teil engen Drucks. Die Verteidigung selbst, 38 Seiten lang, geht Punkt für Punkt das oberkirchenrätliche Urteil durch und entrollt zum Schluß die großen evangelisch-kirchlichen Prinzipien, die dadurch gefährdet sind. „Der religiöse Charakter des Pfarrers steht in Gefahr. Damit steht und fällt das Recht einer Kirche überhaupt." „Aber zuerst gilt es den Kampf ums Recht." „Ich erwarte, daß der Oberkirchenrat den schweren Vorwurf der Unwahrhaftigkeit öffentlich von mir abwälzt." Und das sollte der Oberkirchenrat wirklich tun. Denn daß dieser Vorwurf falsch ist, darüber herrscht nur Eine Meinung. R

Kleine Mitteilungen. Auf D. Herrmanns heutigen Artikel über wahren und falschen Gottesdienst folgt ein zweiter über rechten und falschen Gebrauch der Ueberlieferung. Denn daran, daß wir eine positive Stellung zu dieser gewinnen, liegt dem Verfasser ganz besonders. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 28. Oktober 4 Uhr im Kaiserhof: Ist eine Beschränkung der Lehrfreiheit nötig? Pastor Niebuhr in Groß-Flottbek.

Nordhausen. Mittwoch 23. Oktober 8 Uhr in der Hoffnung: Gottesglaube und moderne Naturwissenschaft. Professor Weinel.

Stade. Mittwoch 6. November 4 3/4 Uhr im Hotel Norddeutscher Hof: Die Religion des konkreten pessimistischen Monismus (Hartmann, Drews). Pastor Wagner-Cadenberge. Gäste willkommen.

Wernigerode. Donnerstag 7. November 8 Uhr Hotel Weißer Hirsch: Der Fall Traub. Pfarrer Wirth.

Gottes Güte schenkte uns heute ein gesundes Sonntagsmädchen:

Anna Dorothea Charlotte.

Gummersbach, den 6. Oktober 1912

Pfarrer K. Zieske u. Frau Anna geb. vom Dorp

Fräulein (43 Jahre) in Haushalt und Handarbeit wohl erfahren, sucht **Stellung au pair** in kleiner ruhiger Familie als **Stütze** der Hausfrau in Pfarrhaus, Forsthaus oder auf Gutshof. Je nach den Verhältnissen kann auch kleine Pension bezahlt werden.

Offerten an Ernst L. C. **Schulz Darmstadt,** Wittmannstr. 40.

Soeben sind in meinem Verlag neu erschienen:

Rittelmeyer, Jesus. Vorträge. 1 3/4 Mk. br., 2 1/2 Mk. geb.

Geyer, Ewige Freude. 3 Mk. br., 4 Mk. geb.

Heinrich Kerler, Verlags-Conto, Ulm

Candidat

für die Seemannsmission in Rotterdam zum 1. Januar 1913 gesucht. Gehalt jährlich Mk. 1800 (— 3000 Mk.) Meldungen an den Vorsitzenden Pfarrer **Freymark.** Schiedamschesingel 84 **Rotterdam.**

Soeben erschien:

✲ ✲ Traub ✲ ✲

Meine Verteidigung gegen den evangelischen Oberkirchenrat

zugleich sämtliche Akten des Verfahrens

164 Seiten **Preis 80 Pfennig** Porto 10 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom Verlag

Carl Georgi, Universitätsbuchdruckerei und Verlag, **Bonn**

Die **Kölnische Zeitung** schreibt darüber unterm 7. Oktober:

Man kann sagen: stärker ist wohl noch nie eine Behörde blosgestellt worden wie hier die höchste amtliche Vertretung der preußischen Landeskirche. Man fühlt, daß Traub die Feder gezittert hat bei seinen Sätzen über das Verfahren des Oberkirchenrats; aber trotzdem verläßt er nie die Bahn sachlicher Darstellung und läßt den Leser selbst seine Schlüsse aus den mitgeteilten Tatsachen ziehen.

Pfarrer Lic. Gottfr. Traub

Gott und Wir. Predigten. Mk. —.80, geb. Mk. 1.50.

Frohbotschaft. Mk. —.50.

(Der zweite Korintherbrief umgeschrieben für unsere Zeit)

Ethik und Kapitalismus. Grundzüge einer Sozialethik.

2. verb. Aufl. Mk. 4.20, geb. Mk. 5.— Traubs Predigten und sein Hauptwerk „Die soziale Ethik“ sollte ein Jeder kennen lernen.

Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn

Neuerscheinungen und neue Auflagen

aus dem Verlage von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Der Religionsunterricht bei Proletarierkindern. Von **R. Emlein**, Stadtvikar in Mannheim. 1912. 2,80 *M.*

Bausteine für den Religions-Unterricht, hsg. von Lehrer **Aug. E. Krohn** und Oberlehrer Dr. **A. Peters.**

Amos. Von **Aug. E. Krohn.** (I. Reihe, 2. H.)

Der heilige Franziskus. Von Dr. **A. Peters.** (II, 2.)

Mose. Von **Aug. E. Krohn.** (I, 1. In Vorbertg.)

Die „Bausteine“ erscheinen in 4 Reihen:

I. Vorstufen des Christentums. II. Christenglaube. III. Heilige Geschichten. IV. Außerchristl. Religionen.

Preis jeden Heftes 50 Pfg.; in der Reihe 40 Pfg.

Diese aus der Praxis heraus in möglichster Treue aufgezeichneten Proben eines **sachlichen** Religionsunterrichts, der sich auf die Arbeiten der **psychologisch orientierten Religionswissenschaft** stützt, widerlegen alle Bedenken durch die begeisternde Art, wie er den Kindern **Religion als Kraft zum Leben** nahe bringt.

Ich glaube. Predigten über das apostolische Glaubensbekenntnis. Von **Günther Wendt**, Pastor in Stettin. Fein kart. 1,35 *M.*

(Moderne Predigt-Bibliothek hrsg. von E. Rolffs. X, 2.)

Gottes Heimkehr. Die Geschichte eines Glaubens. Von **R. Kabisch. 2. verb. Auflage. 1912. 3. u. 4. Tsd.** Fein geb. 4,80 *M.*

B. Dörries, Pastor in Hannover, **Erklärung des kleinen Katechismus. 1. Teil: Die zehn Gebote. 2. verb. Auflage. 1912.** 4,40 *M.*, geb. 5 *M.*

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Zum Fall Traub:

Das Urteil des preußischen Oberkirchenrats über Traub

analysiert und beurteilt

Von Professor D. **O. Baumgarten,** Kiel

Kirchliche Chronik in der Evangelischen Freiheit, Sept. 1912

Separatabdruck Mk. —.25

Berichte über den Fall Traub

in der

Chronik der Christlichen Welt

1912 Nr. 39, 40 und 41. Einzelpreis pro Nummer 20 Pfg.

G. Traub

Die Wunder im Neuen Testament

2. Auflage. 11.—20. Tausend. Klein 8. 1907. Mk. —.50

Gebunden Mk. —.80. Feine Ausgabe Mk. 1.50

(Religionsgeschichtliche Volksbücher. V. Reihe, 2. Heft)

H. Mulert

Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands

Zweite Ausgabe mit einem Nachtrag

8. 1911. Mk. 1.—

Wahrhaftigkeit und Lehrverpflichtung

8. 1911. Mk. 1.50

Martin Rade

Das Gewissen des evangelischen Theologen

Vortrag, auf der Theologischen Konferenz in Treysa am 16. Juli 1912 gehalten

(In „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ 1912. Heft 5)

Einzelpreis des Heftes Mk. 1.50

Reine Lehre

Eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts

8. 1900. Mk. —.80. (Hefte zur Christlichen Welt 43)

Jatho und Harnack

Ihr Briefwechsel. Mit einem Geleitwort

Klein 8. 1911. Mk. 1.—

O. Zurhellen

Jathos Theologie und die religiöse Krisis der Gegenwart

Klein 8. 1911. Mk. 1.—

Hans Tribukait

Was ist evangelische Freiheit?

Eine Beleuchtung unserer gegenwärtigen kirchlichen Lage

Klein 8. **1912.** Mk. 1.40

Inhalt: Das Wesen evangelischer Freiheit. — Evangelische Freiheit des Lebens und pietistische Gesetzlichkeit. — Evangelische Freiheit des Glaubens und Glaubenszeugnisses und das Spruchgericht. — Evangelische Freiheit der geistigen Kämpfe und das Disziplinargericht.

E. Foerster

Entwurf eines Gesetzes, betr. die Religionsfreiheit im Preußischen Staate

Mit Einleitung und Begründung vorgelegt. Gr. 8. 1911. Mk. 1.50

M. Wentscher

Das Problem der Lehrfreiheit

8. 1907. Mk. —.50. (Hefte zur Christlichen Welt Nr. 60)

E. Katzer

Das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung nach Kant

8. 1903. Mk. 1.—

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu zwei Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Fr. Bahn in Schwerin i. M. (Adolf Stoecker, Lebensbild und Zeitgeschichte u. A.); und Georg Reimer in Berlin (Fr. W. Foersters Lebensbücher)